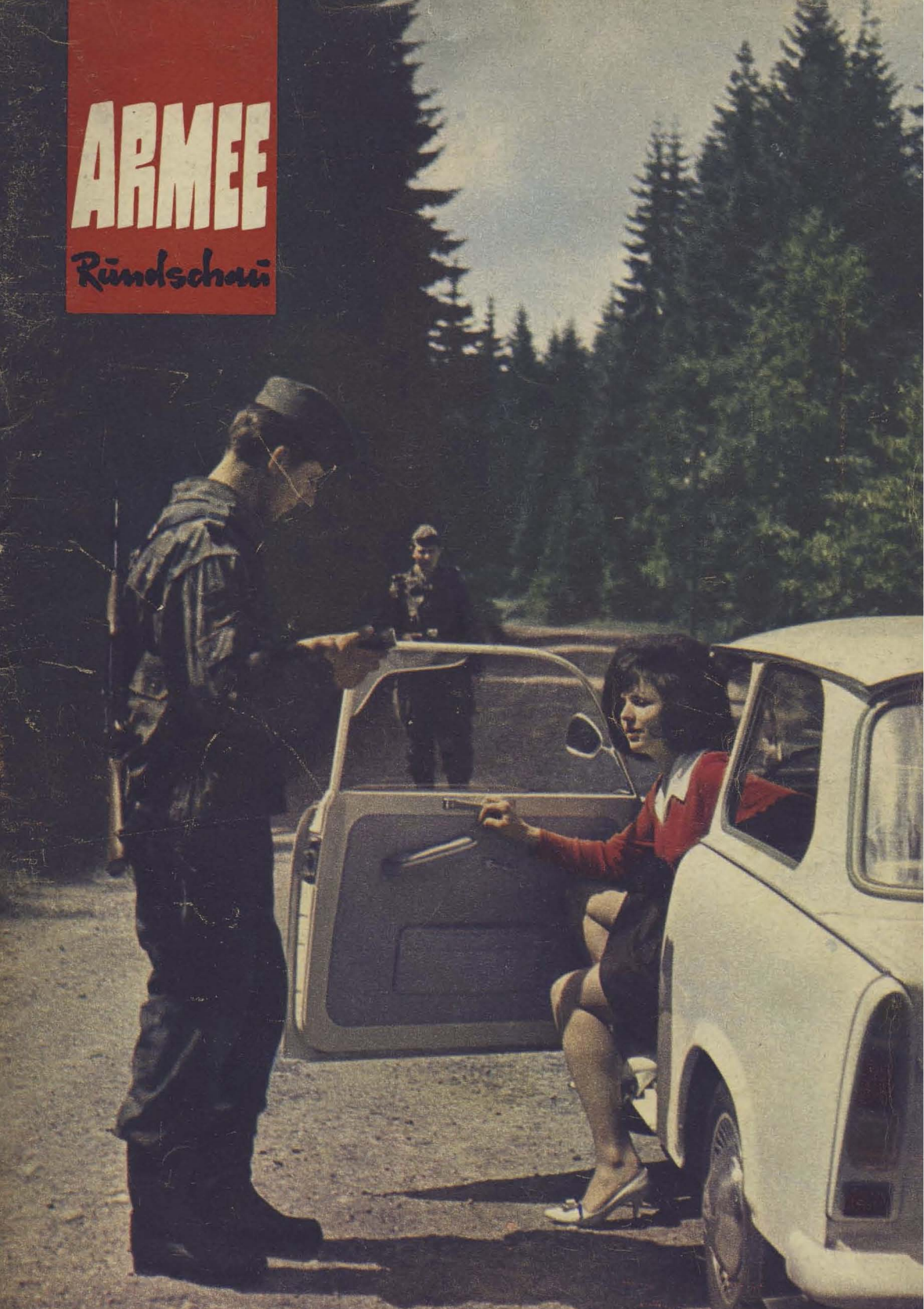
# ARMEE Rundschau



Magazin des Soldaten

HEFT 10 • OKTOBER 1966 • PREIS MDN 1,–

Küßchen für den frischgebackenen Unterleutnant.

# ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Es passierte während „Oktobersturm".

Nachts. Ruhig liegt die Landschaft zwischen Arnstadt und der Wachsenburg. Doch diese Ruhe trügt. Im gegenüberliegenden Waldstück herrscht geschäftiges Treiben. Der Stab bezieht einen neuen Konzentrierungsraum. Man bereitet sich auf im Morgengrauen zu erwartende Kampfhandlungen vor.

Die Funkverbindung ist hergestellt, doch die Fernsprechverbindung zu den unterstellten Einheiten steht noch nicht.

Die Zeit drängt.

Wir, der Leitungsbautrupp des Unterwachtmeisters Lothar Ringel, arbeiten fieberhaft.

Das stetig ansteigende Gelände macht den Einsatz des Kraftfahrzeuges unmöglich. So legen wir nun schon die 16. Länge Kabel mit der Rückentrage aus. Aber noch immer sind es zwei Kilometer.

Kanonier Volker Janicke greift unter die Gurte. Die Schultern schmerzen. Die Uniform scheint an der Haut zu kleben. Endlich die letzte Steigung. In der Senke dahinter liegt die andere Einheit. Wir atmen auf. Geschafft! Die Verbindung ist hergestellt, die Gefechtsaufgabe erfüllt.

Nun haben wir die ersehnte, verdiente Ruhe — glauben wir. Da kommt der Gefreite Gerd Dinter angelaufen. Er ist sichtlich erregt.

„Genosse Unterwachtmeister, die Leitung ... Die Verbindung zu ‚Passat' ist abgerissen!"

Auch das noch!

Gerade jetzt, wo es darauf ankommt, muß das passieren. Es ist zum ...! Doch was hilft's. Jetzt gibt es nur eins, den Fehler suchen und beseitigen.

Unterwachtmeister Ringel erteilt seine Anweisungen an den Trupp, der auf Störungssuche gehen soll. Obwohl eins bereits jetzt feststeht: Wenn die Fehlerquelle nicht in der ersten Hälfte der Leitung liegt, ist die Sache fast aussichtslos. In Kürze ist ja schon mit den Kampfhandlungen zu rechnen.

Doch da kommt die nächste Überraschung.

Diesmal eine angenehme.

Triumphierend stürzt Volker Janicke heran: „Ihr braucht nicht los. ‚Passat' meldet sich wieder!"

Uns scheint dies wie ein Wunder. Die Auflösung erfahren wir am nächsten Tag.

Unser Kabel war wohl doch nicht tief genug eingegraben gewesen, und ein sowjetischer Panzer hatte es beim Drehen zerfetzt. Sowjetische Genossen, die der Panzereinheit folgten, hatten das zerrissene Kabel entdeckt und repariert, als wäre das eine Selbstverständlichkeit.

Als wir die Flickstelle später finden, ist uns klar: Bis wir die Schadenstelle erreicht hätten, wäre es zu spät gewesen.

So haben wir unsere Gefechtsaufgabe erfüllt.

*Kanonier Wolfgang Friese*

Vignette: Harri Parschau

# POSTSACK

### Weidmannsheil

Vor drei Jahren im Herbst war ich in Rothesütte mit zwei Hauptleuten der NVA aus Gera auf Jagd. Der eine war Genosse Gerold, von dem anderen weiß ich nur noch, daß er mit Vornamen Fritz hieß. Letzterer schoß an einem Abend bei relativ gutem Büchsenlicht noch auf ein Stück Schwarzwild. Die Nachsuche blieb erfolglos. Erst hinterher stellte sich heraus, daß er doch getroffen hatte. Ja, unser lieber Fritz hatte sogar einen außergewöhnlichen Keiler erlegt. Die Waffen des Keilers wurden abgeschlagen und als Trophäe aufgesetzt; sie befindet sich jetzt in meinem Besitz. Ich möchte sie gern dem rechtmäßigen Besitzer zukommen lassen, weiß aber nicht, wo ich ihn finden kann. Vielleicht liest er diese Zeilen und meldet sich.

Oberförster Koch, 5508 Sülzhayn, Siegenweg 32

### In der Kürze liegt die Würze

Sagen Sie bitte, was bedeuten die Abkürzungen MPi-K, MPi-KmS und MPi-KM?

Klemens Schneider, Dähre

**Hier die Erklärung: MPi-K = MPi Kalaschnikow; MPi-KmS = MPi Kalaschnikow mit Schulterstütze; MPi-KM = MPi Kalaschnikow modernisiert.**

### Wer hilft Reinhard?

Ich lese die AR schon ein Jahr lang. Sie gefällt mir sehr. Wer kann mir die anderen Jahrgänge (ab 1956) schicken?

Reinhard Gießmann, 27 Schwerin, Lübecker Str. 33

### Mit dem Colt in der Hand ...

Könnten Sie mal erklären, wie ein Colt funktioniert?

Max Oesterland, Binz

**Der Colt ist ein Trommelrevolver. Der Hahn wird von Hand gespannt. Die erste Patrone befindet sich hinter dem Lauf. Nachdem der erste Schuß abgefeuert ist, spannt sich der Hahn automatisch. Nach Freigabe des Abzugs wird die Trommel mittels einer Automatik so weit gedreht, daß die nächste Patrone hinter den Lauf zu liegen kommt. An der Trommel befinden sich sechs Einfräsungen, die ein genaues Einrasten der Patronenlager hinter dem Laufmundstück bewirken.**

### Kein Mädchenalbum

Ich bin nicht der Meinung des Genossen Brunner (Postsack, Heft 6). Mit der Erhöhung der Seitenzahl ist auch der Inhalt der AR besser und lehrreicher geworden. Die AR ist doch kein Mädchenalbum. Ihr Standpunkt zur AR ist undiskutabel, wenn Sie einzig und allein auf schöne Mädchenfotos warten!

Dieter Hölling, Hohenmölsen

### Studentenfrage

Ich bin bereits für diesen Herbst immatrikuliert. Muß ich da vorher noch zur NVA?

Rüdiger Kremm, Potsdam

**Darüber entscheidet die Musterungskommission. Die Immatrikulation zum Studium ist jedoch kein Freibrief, daß Sie für die Dauer des Studiums automatisch vom Grundwehrdienst zurückgestellt sind.**

### Dumme Postsackfragen

Als erstes nehme ich mir immer den Postsack vor. Leider werden darin oft sehr dumme Fragen gestellt. Sogar von Armeeangehörigen, die sich nicht einmal schämen, ihren Dienstgrad darunter zu setzen.

Fred Zieglinski, Oelsnitz

### Steuern

Müssen nur die Offiziere für ihren Dienstgrad Lohnsteuern zahlen oder alle Berufssoldaten?

Unterfeldwebel Klees, Prora

**Alle Berufssoldaten.**

### Sachsenwerker rufen Sachsenwerker

Wir möchten alle Genossen des Sachsenwerkes Niedersedlitz, die ihren Ehrendienst bei der NVA leisten, bitten, uns recht bald ihre Anschriften zu übermitteln, damit wir in guter Verbindung bleiben können.

Genosse Richter, Dresden

### Farbenfreudig

Oft stelle ich fest, daß unsere Soldaten sehr farbenfreudig herumlaufen: Weiße Mützenumrandung, rotumran-

dete Schulterstücke usw. Was hat das zu bedeuten?

Oskar Röß, Karl-Marx-Stadt

**Die Angehörigen der Landstreitkräfte tragen bei der festen Paspelierung einheitlich die Farbe weiß. Die farbig unterlegten Schulterstücke bzw. die Kragenspiegel und Ärmelplatten weisen auf die jeweilige Waffenfarbe hin.**

### Ein schweigsamer Freund

Liebe AR! Hilf mir bitte, meinen Freund wiederzufinden. Er ist Kanonier. Zuletzt war er in Soßnitz. Ich wäre sehr glücklich, wenn er mir antworten würde.

Margarete Stubbe, Müggenholl

### ... und der Feuerstuhl?

Ich bin Soldat auf Zeit. Darf ich meine Jowo am Standort haben?

Unteroffiziersschüler Stark, Eilenburg

**Ja. Nach der DV 17/1 (11.2.1) ist es lediglich den Soldaten im Grundwehrdienst nicht gestattet, ein Privat-Kfz. zum Dienstort mitzubringen.**

### Ansichten und Aussichten

Ich sammle Ansichtskarten. Wer kann mir dabei helfen?

Ingeborg Kolb, 685 Lobenstein, Siechenberg 10a

### Rechtsauskünfte

Wo kann ich mich als Soldat hinwenden, wenn ich eine Rechtsberatung brauche?

Flieger Braun, Neubrandenburg

**An den Militärstaatsanwalt bzw. an das zuständige Militärgericht, das für die Erteilung von Rechtsauskünften verantwortlich ist.**

### Dampferbekanntschaft

Herzliche Grüße an die Genossen aus 108 Berlin, Postfach 7533 B. Ich habe sie bei einer Dampferfahrt kennengelernt. (Kennzeichen: Ich bin 17 Jahre alt, habe langes blondes Haar und bin in einem Friseursalon beschäftigt!) Auch meine Kolleginnen lassen grüßen.

Ursula Knuppe, Dahme/Mark

### HOOD, RODNEY und NELSON

Stimmt es, daß das Schlachtschiff HOOD in den zwanziger Jahren das größte der Welt war?

Karsten Tesswo, Marienberg

**HOOD war zwar das größte, nicht aber das am stärksten bestückte Schlachtschiff. Die englischen Großkampfschiffe RODNEY und NELSON waren zwar nicht so lang wie die HOOD, aber stärker gepanzert. Die Hauptartillerie beider Schiffe bestand aus je neun 40,6-cm-Kanonen.**

### Hin ...

Jeden Monat warte ich mit Spannung auf die neue AR. Besonders die Typenblätter haben es mir angetan. Ich schneide sie aus, klebe sie auf DIN-A-4-Bogen und habe sie entsprechend geordnet.

Egon Gräbsch, Kühlungsborn

### ... und her

Dummerweise habe ich mich durch das Rücktitelbild dazu verleiten lassen, eine AR zu kaufen. Allerdings war es das erste und das letzte Mal!

Marianne Ammer, Berlin

### Schützenschnurbedingungen

Wie sind die Bedingungen für die Schützenschnur?

Peter Röhrig, Oberwiesenthal

**Wie schon der Name sagt, wird sie für das Schießen mit Schützenwaffen verliehen. Überdies müssen die Träger in ihrer politischen und militärischen Haltung vorbildlich sein und ihre Waffe sorgsam pflegen. Ein Mot-Schütze muß alle geforderten Schießübungen des Ausbildungsprogramms mit den Noten 1 oder 2 erfüllt haben, dabei nicht mehr als 25% mit „Gut". Trägt er strukturmäßig eine MPi, so hat er folgende Bedingungen zusätzlich zu erfüllen: 3 Schuß liegend freihändig, Brust-Ring-Scheibe, 200 m Entfernung, Zeit 1 Minute. Für die Stufe I muß er 23, für die Stufe II 25 und für die Stufe III 27 Ringe erzielen.**

### Herbstliche Grüße vom Wintersport(klub)

Viele Grüße an die Soldaten der NVA. Ich lese gern die AR, da ich durch sie mit dem Leben und Schaffen der Genossen in der Armee vertraut gemacht werde. Auch meinen Eltern gefällt das Soldotenmagozin. Ich bin sechzehn Jahre alt, habe Interesse für Camping, Touristik und Wintersport und bin seit 1962 bei dem Wintersportklub in Oberhof, wo ich speziell den Langlauf trainiere.

Brigitte Longe, 6055 Oberhof, Jägerstr. 5

**Protest**

Mit großer Sorge verfolge ich die Lage in Vietnam und bewundere das mutig um seine Freiheit kämpfende vietnamesische Volk. Zusammen mit meinem Mann protestiere auch ich gegen die amerikanische Aggression wie gegen die Unterstützung dieses Krieges durch die westdeutsche Regierung. Sigrid Zielke, Pragsdorf

**Stiefkinder?**

Einige militärische Handbücher gibt es bereits. Warum noch keins für die Unteroffiziere? Sollen wir wie Stiefkinder behandelt werden?

Unterfeldwebel Lehmann, Torgelow

**Gewiß nicht. In diesen Wochen kommt auch das „Handbuch für Unteroffiziere" in den Buchhandel.**

**„Frechdachs" an Manfred**

Gesucht wird ein Matrose Manfred aus Stralsund von „Frechdachs" Renate aus Berlin. Er stand am 8. Mai auf Ehrenposten vor einem Denkmal in Wismar. Leider konnte ich nicht hinkommen, um ihn zu sehen.

Renate Lembke, Hohen-Neuendorf

**Urlaubsgrüße**

. . . sandten uns Unteroffizier Rüttiger aus Zingst, Gisela Zack aus Karlovy Vary, Heinz Fischer aus Sülzhayn, Matrose Trasenberger aus Bad Düben und Karin Rühl aus Ahrenshoop. Herzlichen Dank!

**Der erste Armeegeneral**

Ist Heinz Hoffmann der erste Armeegeneral in unserer Republik?

Lothar Demjansky, Oberhof

**Nein. Als erster Verteidigungsminister stand auch Genosse Willi Stoph, heute Vorsitzender des Ministerrats, im Range eines Armeegenerals.**

**Warum wohl, warum?**

Karin und Gisela aus Cottbus fragten im Juliheft (Postsack), warum mancher verheiratete Soldat beim Ausgang seinen Ehering in der Tasche trägt. Wahrscheinlich will er sich eheunerkannt mit einem anderen Mädchen amüsieren.

Horst Reutner, Klingenthal

Mit diesen Genossen ist nicht viel los. Sie wollen es auf dem Tanzsaal nur leichter haben, weil sie denken: „Wenn man mich gleich als Verheirateten erkennt, will ja keine etwas von mir wissen!"

Unteroffizier Geiger, Cottbus

Ich trage meinen Ehering immer. Und wenn es einem Mädchen beim Tanz nicht paßt, dann kann es mir gestohlen bleiben.

Obermatrose Ahrendt, Warnemünde

Vielleicht wollen sie das gute (goldene oder silberne) Stück schonen?

Margit Zimmermann, Lübben

Ich schätze gerade jene Genossen sehr, die sich offen und ehrlich zu ihrer Frau bekennen und ihren Ehering aufbehalten. Es stimmt nämlich gar nicht, daß dann niemand mit ihnen tanzen will.

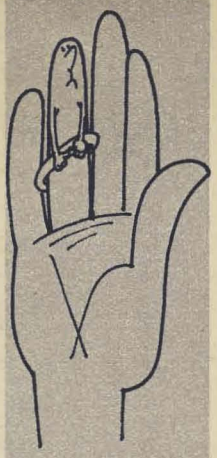
Feldwebel Renate Bühring, Frankfurt/Oder

Und was würden diese Soldaten sagen, wenn ihre Frauen oder Verlobten dasselbe täten?

Monika Duschek, Hohen-Neuendorf

Der Ehering gehört an den Finger und nicht in die Tasche. Warum haben sie geheiratet, wenn sie sich nicht an die Rechte und Pflichten einer Ehe halten wollen?

Gert Berger, Freital



Vignetten: Klaus Arndt

**Urlaubsfreifahrten**

Muß ich als Wehrpflichtiger meine Urlaubsfahrten alle selbst bezahlen?

Soldat Krange Goldberg

**Sofern Sie nicht am Standort wohnen, bekommen Sie in jedem Quartal eine freie Urlaubsfahrt. Für weitere Fahrten können Sie den verbilligten Militärtarif in Anspruch nehmen.**

**Der Smutje half mit**

Bei der XVI. Internationalen Ostseeregatta kenterte unser Segelboot und strandete. Sofort kam uns das Boot P-25 von der Grenzbrigade Küste zu Hilfe und schleppte uns in den Jachthafen. Dafür besonders dem Stabsmatrosen Russy sowie dem Smutje besten Dank. Alfred Jentsch, Rostock

**POSTSACK**

# Oberst Richter antwortet

**Gefreiter d. R. K. Gliese fragt: Warum anerkennt mein Betrieb mich nicht als Berufskraftfahrer, obwohl ich mir während meiner Dienstzeit das Kfz.-Klassifizierungsabzeichen Stufe III erworben habe?**

Warum Sie Ihr Betrieb als Berufskraftfahrer nicht verwendet, kann ich Ihnen natürlich nicht beantworten, aber die Bedingungen für einen solchen Einsatz, die will ich Ihnen gern nennen.

Drei Bedingungen müssen bei Ihnen erfüllt sein: Sie müssen schon vor Ihrem Wehrdienst die Fahrerlaubnis gehabt haben, müssen während Ihrer Armeezeit im kfz.-technischen Dienst eingesetzt gewesen sein und ... aber das haben Sie ja, das Klassifizierungsabzeichen Stufe III! Selbstverständlich gehört wie bei jedem Berufskraftfahreranwärter auch dazu, daß er bisher unfallfrei gefahren ist. Übrigens gelten für Soldaten auf Zeit die gleichen Bedingungen, nur brauchen diese nicht schon vor ihrem Wehrdienst im Besitz einer Fahrerlaubnis gewesen zu sein.

Selbstverständlich müssen solche Angaben durch eine entsprechende Bescheinigung Ihrer Dienststelle nachgewiesen werden.

Eine solche Bestätigung zur Vorlage im Betrieb darf allerdings nicht älter als zwei Monate sein und kann auch von Ihrem zuständigen Wehrkreiskommando nachgefordert werden.

Diese Bescheinigung ist Voraussetzung für die Einstufung in eine Lohngruppe der Berufskraftfahrer. Der ehemalige Armeeangehörige hat dann aber die Verpflichtung an der Betriebsakademie eines Verkehrsbetriebes die Kenntnisse des Lehrfaches „Betriebsökonomik" zu erwerben. Die praktischen und theoretischen Kenntnisse und Fertigkeiten der übrigen Fächer sind anzuerkennen.

So ist der Sachverhalt. Falls das nun aber Ihrem Betrieb noch nicht bekannt ist, dann sollten Sie mit Nachdruck auf die 3. Durchführungsbestimmung zur Förderungsverordnung vom 4. 6. 1965 hinweisen. Sie ist im Gesetzblatt der DDR, Teil II, Nr. 68 vom 3. 7. 1965 veröffentlicht! Guten Erfolg und jederzeit gute Fahrt – wenn's noch klappt mit der Anerkennung als Berufskraftfahrer!

**Gefreiter Besser fragt: Wir haben „Bergfest" gefeiert und sind dafür gerügt worden. Ist das etwa verboten?**

Nein, das ist nicht verboten! Warum auch? Soll es etwa nicht des Feierns wert sein, daß die schwierigste Etappe des Soldatwerdens überwunden ist – gewissermaßen als Fest der militärischen Großjährigkeit – mit guten Vorsätzen und dergleichen!

Natürlich bewegt jeden „Jubilar" darüber hinaus auch die Frage seiner nunmehr besser überschaubaren Heimkehr zu den Seinen. Das ist ganz natürlich. Mir ging's beim Schulbesuch, auf Lehrgängen oder bei längeren Reisen ähnlich.

Da empfindet man Freude beim Denken an das Kommende. Das ist gut. Soll sich jeder über seine Zukunft freuen! Die Frage ist nur, ob es jeder mit seinem Gewissen vereinbaren kann, dabei ausschließlich an geplante Reisen, Anschaffungen und an kommendes Familienglück zu denken, sich aber nichts Gescheites für die zweite Etappe der „militärischen Familienversicherung" einfallen zu lassen! „Bergfest", eine gute Tradition der Bergsteiger. Der Gipfel gibt ihnen den Blick frei auf zurückgelegte Strecken, errungene Erfolge, aber auch auf lauernde Gefahren. Stolz schreiben sie ihren Namen und den Tag ihres Erfolges in das Gipfelbuch – einer Verpflichtung gleich, den Weg hinab, der meist schwerer als der Anstieg ist, in Ehren erfolgreich und ohne Schaden zu meistern!

Haben Sie so „Bergfest" gefeiert?

So ganz ohne Prozente, weil Sie keinen Ausgang hatten? Rückschau haltend und gute Vorsätze beschwörend?

Dafür wird bei uns niemand gerügt. Auch nicht, wenn Sie im Ausgang diese guten Vorsätze mit (einem) harten Gipfelwasser besiegelt hätten. Im Gegenteil, das wäre wert, mitgefeiert zu werden – z. B. mit Ihrem „Bergführern". Wegen neuer Gipfelleistungen, versteht sich!

Ihr Oberst

Richter

HEINZ BESSER

# Wenn die Einberufung naht

*Guter Rat ist immer teuer – die Erfahrung kostet Zeit,*
*aber selbst die klügsten Leute kommen in Verlegenheit,*
*wenn sie, ohne nachzudenken – altes Öl in's Feuer gießen*
*statt zu löschen, was die schlechten Zeiten hinterließen.*

*Sand und Steine trennt man sicher*
*durch ein gutes Schüttelsieb.*
*Das Gesetz hat keine Maschen,*
*trotz der Liebe zum Betrieb.*
*Also muß der Willi packen,*
*denn die Einberufung naht.*
*Heute noch ein Buntkarierter –*
*morgen schon Soldat.*
*Alle Onkels, alle Tanten,*
*alle Freunde und Verwandten,*
*zerren ihn mit Rat und Tips*
*hin und her am Lederschlips.*
*Junge, fängt der Vater an,*
*zieh' den alten Anzug an.*
*Leg' dich nicht ins Oberbett,*
*sei zum Vorgesetzten nett.*
*Immer schön ein Männchen bau'n.*
*Laß' dir dein Besteck nicht klau'n.*
*Wenn der Oberleutnant naht,*
*Hände an die Hosennaht.*
*Kommt der Spieß des Morgens wecken,*
*nicht erst dehnen, nicht erst strecken,*
*alles schön auf Kante legen.*
*Laß die ander'n Stube fegen.*
*Putz' die Stiefel immer blank,*
*trink' kein Wasser, werd' nicht krank.*

*Plötzlich fällt die Tante Grete*
*Vatern in die ernste Rede:*
*Schon' dein Herz, betrink' dich nicht.*
*Grüßen ist Soldatenpflicht.*
*Schreibe oft und pass' schön auf,*
*quäl' dich nicht beim Dauerlauf.*
*Schluck' die Erbsen nicht so heiß,*
*schrubb' die Kragenbinde weiß.*
*Stopf' die Socken nicht mit Zwirn,*
*streich' die Haare aus der Stirn*
*oder laß' dir Igel schneiden,*
*sei nicht frech und hübsch bescheiden,*
*mußt du niesen, Hand vor'n Mund,*
*lauf' die Füße dir nicht wund.*
*Schnarche nicht und sei nicht bang,*
*singe laut beim Marschgesang.*
*Brauchst du Geld, dann schreib', du Schlimmer,*
*Tante Grete hilft dir immer.*

*Willi fühlt sich wie erschlagen,*
*es rumort in seinem Magen.*
*Ungeachtet seiner Lage gönnt ihm*
*keiner eine Frage.*
*Alle gießen sie ihm ein*
*von dem selbstgemachten Wein.*

*Nachbar Schulze darf nicht fehlen,*
*muß dem Willi was erzählen.*
*Denn auch er war bei'n Soldaten*
*und dann kommen Heldentaten.*
*Dinger wurden hochgezogen,*
*daß sich Tisch und Bänke bogen.*
*Wie er sich beim Impfen drückte,*
*wie der Sturmangriff mißglückte,*
*wie er Pellkartoffeln klaute,*
*und den Urlaub sich versaute.*
*Dann beendet Nachbar Schulze*
*seine Rede mit 'ner Schnulze.*

*Willi hofft bei diesem Lied,*
*daß die Truppe endlich flieht.*
*Doch der Sturm beginnt von vorn.*
*Onkel Paul nimmt ihn aufs Korn.*
*Wenn die neuen Stiefel drücken,*
*wenn sie vorn und hinten zwicken,*
*Pinkelöl ersetzt den Puder,*
*alles ausprobiert, mein Guter.*
*Vor dem Schießen mußt du rauchen.*
*Bei Kontrollen untertauchen,*
*wird einmal Appell befohlen,*
*melde dich zum Kaffeeholen.*

*Tolle Schliche, kleine Kniffe,*
*und dann kommen Spatengriffe.*
*In der Stube wird trainiert*
*und das „Rührt euch" exerziert.*
*„Achtung" schreit's mit Donnerstimme,*
*Franz erklärt, was Korn und Kimme.*
*Pfiffe schrillen, Schüsse knallen,*
*schließlich hört man Opa lallen:*
*„Willst du einmal Urlaub haben,*
*schicken wir ein Telegramm –*
*Oma hustet – komme bald."*
*Wein im Keller lagert kalt.*
*Ohne Pause, ohne Ende,*
*plappern Mäuler, fuchteln Hände.*

*Willi ist von Wein und Worten*
*schon allmählich blaß geworden.*
*Schmunzelnd löst er leicht im Schwips*
*endlich sich vom Lederschlips.*
*Als die Gäste heimwärts trieben,*
*sitzt er neben seiner Lieben,*
*die ihn küßt und zärtlich spricht:*
*„Bleib gesund, tu' deine Pflicht!"*

# Babette

ROLF-PETER BERNHARD

Das Mädchen Babette trägt ein Kleid aus lichtblauer Plauener Spitze. Es steht ihr gut. Als sie das Parkett betritt, spürt sie zwanzig Augenpaare auf sich gerichtet. Anerkennende Blicke, werbende, beneidende, aufdringliche.

Martin tanzt selbstsicher.

Für ihn hat sich Babette Lidstriche gezogen. Heute zum ersten Male. Sie lassen ihre tiefbraunen Augen noch größer erscheinen, noch leuchtender.

„Du", sagt er leise.

Sie lächelt.

Im Aschenbecher schwelt eine Zigarette. Die Hand greift nach einer neuen. Das Zündholz zerbricht. „Martin", mahnt das Mädchen sanft. Er nickt verlegen.

Warum nur ist er so nervös, fragt sich Babette. Immer öfter blickt er zur Tür. Erscheint hinter dem geriffelten Glas die Silhouette eines Uniformierten, saugt er hastig an der Zigarette.

Wen nur erwartet er?

Die Gitarre überhämmert die Melodie.

Ein langhaariger Boy fordert Babette zum Tanz. „Nein", sagt Martin grob. „Die Dame tanzt nicht. Mit Ihnen nicht."

„Hoho!" lehnt sich der Jüngling auf. „Habe ich etwa dich gefragt. Kumpel? Du bist hier nicht auf dem Kasernenhof . . ."

„Gehen Sie schon. Belästigen Sie uns nicht länger."

Der Jüngling grinst.

„Wünschen Sie noch eine Flasche Wein?" mischt sich der Kellner ein, höflich und dezent.

„Bitte? Ach so. Natürlich. Bringen Sie bitte noch einen ‚Furmint'."

Der Jüngling hat eine Tänzerin gefunden. „Schau, Martin, wie eine Marionette." Babette schaut belustigt zur Saaldecke, als säße dort jener, der die Puppendrähte zieht.

„Huligan!" knurrt Martin vor sich hin. Wieder tritt der Kellner an den Tisch. Er läßt Martin den Wein probieren. Dann schenkt er ein. "Zum Wohl, mein Fräulein; zum Wohl, Herr Unteroffizier."

„Ach, dieser Huligan. Den ganzen Abend verdirbt er mir, das ganze Wochenende."

„Aber, Martin." Das Mädchen lächelt besänftigend. „Wegen dieses Jungen wollen wir uns doch nicht . . ."

„Ach, den . . ." Martin schüttelt den Kopf. „Den meine ich ja gar nicht. Aber er hat mich schon wieder erinnert an . . ."

„An wen?" dringt Babette auf ihn ein. „Erzähl' doch weiter."

„Warte bitte, bis die Musik spielt . . ."

Die Musiker aber machen Pause.

Tiefsinnig schaut Martin vor sich hin.

„Ich weiß nicht, was richtig ist . . ." sagt er unvermittelt. „Als ich in der Schule sagte, wer abschreibt, stellt sich selbst ein Bein, haben mich die meisten Abschreiber nur verächtlich angeguckt. Und weil ich keinen abschreiben ließ, da

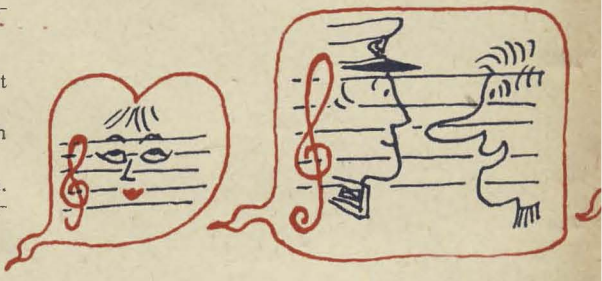


Illustration: Harri Parschau

haben mich die ‚Kumpels' verprügelt – gottsjämmerlich."
„Und deine Lehrer?"
„Meine Lehrer? Glaubst du, sie erfuhren davon?"
„Warum hast du mir das alles erzählt, Martin?"
Die Musiker beaten die Tänzer wieder warm.

„Heute abend," erzählt Martin, „ich hatte es schon eilig, um dich nicht warten zu lassen, habe ich einen alten Kumpel getroffen. Charly. So nennen wir ihn wegen seiner langen Nase. Er lümmelte sich aus dem Fenster des Med.-Punktes. Als er mich sah, sprang er einfach heraus. Wir hatten uns lange nicht mehr gesehen. Er lud mich ein zu einem ‚Literchen mit Vorwärmer'. So wie in alten Zeiten, meinte er. Ich lehnte ab.
Meinen Grund – dich – nannte er sentimental. Seine Sache. Jedenfalls sollte ich auf ihn warten. Hinter dem Objekt. Im ‚Anglereck'."
Martin sucht nach einer „Dubec". Die Packung ist leer. Babette hat „Diplom" in der Tasche. „Ich war so dumm, ihm zu sagen, daß ich mit dir in die Kranich-Bar gehe . . . Er hat so komisch gegrinst. So komisch wie dieser Fatzke vorhin."

„Bekommt denn ein Kranker bei euch Ausgang?"
„Wo denkst du hin."
„Wie aber sollte er dann wohl hinaus?"
„Charly?" Martin winkt verächtlich ab. „Da soll es eine Lücke im Zaun geben . . ."
„Aber das ist doch gefährlich."
„Endlich, Babette, endlich verstehst du mich." Martin zündet eine Zigarette an. „Und wie gefährlich das sein kann. Über Nacht sind viele Neue auf Pösten. Zum ersten Mal . . .
Noch viel schlimmer aber ist, daß er ausgerechnet mich . . ."
„Du meinst, dieser . . . dieser Charly kriecht durch den Zaun?" unterbricht ihn Babette.
Martin nickt.
„Wirklich?"
„Er sagte zwar, er wolle mich nur testen, wie ich als Unteroffizier handeln würde. Aber ich kenne Charly. Der ist gegangen. Im Trainingsanzug. Ohne Dienstbuch. Ohne Ausgangskarte.
So hat ihn doch schon einmal die Transportpolizei geschnappt. Noch kein Vierteljahr war er bei der Fahne.
„Und damals?" Babette schaut Martin in die Augen. „Ging er damals auch durch den Zaun?"
Martin schweigt.
„Entschuldige", sagt sie sanft, „aber dann hättest du etwas tun müssen, du."
„Ich? Aber was denn? Hätte ich ihn beim Offizier vom Dienst verpfeifen sollen? Nein!"
„Kennst du das Loch im Zaun?"
Martin nickt.
„Und dann . . ."
„Aber du mußt mich doch verstehen können, Babette. Wir kommen aus einer Stadt, aus einem Betrieb. Auf einer Baustelle haben wir gearbeitet.
Die Grundausbildung haben wir im gleichen Zug erhalten, ja, bis ich zur Unteroffiziersschule kommandiert wurde, wohnten wir auf einer Stube.
Ich kann ihn nicht verpetzen."
„Verpetzen?" Babette rümpft die Nase. „Petzen ist scheußlich. Aber . . ."
„Aber . . . aber . . ." erregt sich Martin. ▶

„Fandest du in der ganzen langen Zeit keinen Hammer und keinen Nagel? Aber du bist ja auch Maurer, kein Zimmermann."
Betroffen schweigt Martin.
Nun bekomme ich die Schuld, wurmt es ihn. Ach, wäre ich diesem Bruder nur nicht begegnet. Aber hat denn einer gesehen, daß ich mit ihm am Med.-Punkt stand? Und wenn schon. Was wir geprochen haben, hat keiner gehört. Also – ich auch nicht.
Babette dreht ihr Glas. Sie tut sehr beschäftigt.
„So wie du ihn mir schilderst, hätte ich diesen Charly gar nicht eingeschätzt", bemerkt sie ruhig.
„Ein bißchen vorlaut ist er ja. Er gibt wohl auch gern an, tut sich groß."
Martin sieht das Mädchen verdattert an. „Du kennst Masurat?"
„Kennen? Das will ich nicht sagen, aber . . ."
„Sag nur. du, du . . ." Martin erregt sich.
„Ach, dann wäre es dir wohl ganz recht gewesen, wenn dieser ungehobelte Klotz statt meiner an diesem Tisch säße."
„Im verblichenen Trainingsanzug, unrasiert, hübsch angeheitert?" Babette zwingt sich zu einem Lächeln, „vielleicht kommt er noch."
„Viel Vergnügen!" erwidert Martin, „aber ohne mich." Er steht auf und geht hinaus.
Babette und Charly kennen! Er schüttelt den Kopf. Das soll ich ihr glauben? Ich? Meiner Babette?

Im Foyer trifft Martin auf die Standortstreife. Genossen aus seiner Kompanie.
„Mensch, Martin, heute ist was los", raunt ihm der Feldwebel zu. „Der Kröbbert aus dem ersten Zug . . . Da waren zwei oder drei Bretter lose im Zaun. Der Wind hat sie wohl ein bißchen toll bewegt. Man kann ja auch nicht die Hand vor Augen sehen. Jedenfalls hat Kröbbert sofort einen Warnschuß abgegeben. Du weißt ja, die Neuen sind immer ein wenig hitzig."
Martin spürt, wie ihm der Schweiß aus den Achselhöhlen perlt.
„Und rat' mal, wen wir aufgegabelt haben?"
Martin hört nur halben Ohres hin. Bretter lose... Loch im Zaun . . . „Na, kannst du es dir nicht denken?"
Warnschuß . . . Aufgegabelt . . .
„Wen wohl?" Der Feldwebel lacht. „Den . . ."
Martin hastet zur Garderobe.
„Meine Mütze", bittet er mit belegter Stimme. „Tu' mir einen Gefallen. Die kleine Schwarze dort, ja, die im blauen Spitzenkleid. Babette. Sag' ihr, sie soll auf mich warten. Ich bin gleich zurück."
„Aber wieso? Wo willst du denn hin? Martin!"
Martin stürmt schon die Treppen herauf.

Auf dem schwarznassen Asphalt mischen sich die Neonfarben. Es hat aufgehört zu regnen. Der Wind kräuselt die Pfützen.
Martin läuft zum Taxistand.
„Zur Archenholdstraße", ruft er dem Chauffeur zu. „Aber ich habe es eilig."
„Wer hat es heutzutage nicht eilig, Genosse", entgegnet der Fahrer ruhig.

Im Med.-Punkt ist alles dunkel. Martin starrt auf das Zifferblatt der Armbanduhr. Es phosphoresziert nur schwach. Halb elf.
An einem Fenster geben die Rollos fadendünne Lichtritzen frei. Charlys Zimmer?
„Klingeln nur in dringenden Fällen!" mahnt ein Schild. Schon tastet er zum Klingelknopf, da bemerkt er, daß die Tür nur angelehnt ist. Vorsichtig drückt er sie auf.
Aus einem der Zimmer dringen gedämpft Stimmen. Martin lauscht.
„So, Männer, die letzte Runde. Ich gebe." Charly! Vor dem Bett eines Genossen hocken der lange Brödersdorff und – Masurat.
„Was?" fragt Charly, ehrlich erstaunt. „Du? Ich denke, du wolltest zu deiner Kleinen? Sag bloß, sie hat dich versetzt."
Martin ist verblüfft.
„Du . . .", stammelt er, „du bist gar nicht fort gewesen? Du wolltest doch . . . Im ‚Anglereck' sollte ich auf auf dich warten . . ."
Die Genossen schauen erst Charly und dann Martin an. Brödersdorff lacht schallend.
Um Charlys Mundwinkel breitet sich ein breites Grinsen.
„Sag bloß, du hast dort auf mich gewartet. Glaubst du, ich setze mich noch einmal in die Nesseln? Noch sechzehn Tage! Und die schafft selbst olle Masurat ohne Knast."
Martin bringt kein Wort mehr hervor.
„Genosse Unteroffizier. Melden Sie nicht, daß wir hier . . ." Der bettlägerige Soldat deutet auf das Skatblatt. Martin hört noch in seinem Rükken Masurats Stimme. „Der ist in Ordnung. War mal mein Kumpel. Auf der Baustelle."

Den Kopf gesenkt, geht Martin zum Kontrolldurchlaß.
„Pendelst ja heute abend hin und her", scherzt der Wachhabende. „Du, in den Weinterrassen läßt sich die Stimmung immer erst nach Elfe an. ‚Ne tolle Kapelle ist dort. Zigeuner. Kommen direkt aus Budapest . . ."
Martin lächelt gequält.
Weit und breit ist kein Taxi zu sehen. Martin schreitet schnell aus. Die feuchtkühle Nachtluft tut ihm gut.
„Man lernt nie aus. Wie sagt der Kompaniechef immer? ‚Sich Unteroffizier nennen und Unteroffizier sein, das ist ein großer Unterschied'."
Halblaut spricht Martin diese Sätze vor sich hin. Ein Glück, daß der Kompaniechef von allem, was heute abend geschehen ist, nie erfahren wird, nie zu erfahren braucht.

Babette sitzt noch an ihrem Tisch. Martin atmet auf.
„Ziemlich lange bist du geblieben, Martin." Das Mädchen sagt es leise und sanft. Und sie fragt nicht, wo er gewesen, was er getan.
„Ich habe mich beeilt. Gelaufen bin ich. Ich dachte . . ."
„Schon gut, Martin."
Ein feines Lächeln überstrahlt ihr Gesicht. „Nun laß mich aber nicht länger allein sitzen. Komm, tanzen wir . . ."

# Ihre Heimat lag vor Madrid

Von Major Hansjürgen Usczeck

Am 4. November 1936 verkündet der Rundfunksender des Meuterers Franco die Ordnung des feierlichen Einzugs der faschistischen Truppen in Madrid: General Mola, der Stellvertreter Francos, wird auf einem weißen Roß in die Hauptstadt einziehen und auf der Puerte del Sol, einem Platz im Zentrum, haltmachen. Man wird ihm ein Mikrofon reichen, und er wird sagen: „Hier bin ich!" Danach wird er die ausländischen Journalisten in einem Café am Platz bewirten. Das soll am 7. November geschehen, dem 19. Jahrestag der Oktoberrevolution.

In zwanzig Tagen sind die Faschisten mit ihrer Offensive 120 km vorangekommen. Fremdenlegionäre, marokkanische Elitetruppen, fanatische Faschisten, ausgezeichnet bewaffnet und ausgerüstet mit deutschem und italienischem Material, wälzen sich in vier Kolonnen auf die spanische Hauptstadt zu – in der Stadt wartet die fünfte Kolonne auf das Signal zum Aufruhr. Am Himmel deutsche und italienische Flieger, sie beherrschen den Luftraum.

Diesem Stoßkeil des internationalen Faschismus gegenüber improvisierte, kaum ausgebildete und schlecht bewaffnete Milizen der Arbeiter und Bauern und das von der Kommunistischen Partei Spaniens aufgestellte 5. Regiment, die Keimzelle einer regulären Volksarmee der spanischen Republik.

In diesen Novembertagen 1936 hält die Armee der Faschisten Madrid an der Gurgel gepackt und drückt zu, um es zu erwürgen. Francos Söldner erreichen den Manzanares und die Vororte der Stadt. Aber eine Mauer von Menschenleibern und Mut verlegt den deutschen Panzern und italienischen Söldnern den Weg. Madrid hält stand und kämpft.

Am 7. November 1936 rückt nicht General Mola auf weißem Roß in die Stadt ein – durch Madrid marschieren die Bataillone der XI. Brigade der republikanische Armee an die Front, der ersten Internationalen Brigade.

Auf den Tag genau drei Monate zuvor hatte das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Deutschlands einen Aufruf an die deutschen Antifaschisten erlassen: „Das spanische Volk steht im schwersten Kampf um seine Freiheit. Der Sieg der spanischen Volksfront ist ein Sieg der Demokratie und des Friedens in Europa . . . Wir appellieren an alle militärisch ausgebildeten deutschen Antifaschisten im Ausland, sich der spanischen Volksfront als Soldaten zur Verfügung zu stellen."

Noch im August sind die Beauftragten der Partei auf dem Wege nach Spanien, um aus den dort lebenden Deutschen und den aus anderen Ländern kommenden Freiwilligen eine militärische Einheit zu bilden. Der Führer dieser Gruppe ist Hans Beimler.

Beimler, Metallarbeiter, roter Matrose, Führer der KPD in Südbayern. Im April 1933 fiel er in München den Faschisten in die Hände. Er wurde gemartert, gefoltert, immer wieder bewußtlos geschlagen, mit kaltem Wasser übergossen und wieder bis zur Bewußtlosigkeit mißhandelt. Auf die Fragen nach seiner illegalen Arbeit antwortete er nur: Ich bin Bezirksleiter der KPD und Reichtagsabgeordneter. Nach vier Wochen gab die Gestapo auf. Als Beimler das Tor des Konzentrationslagers Dachau passierte, hing ihm ein Schild um den Hals: „Herzlich willkommen in Dachau!" Die SS wollte ihn in den Tod treiben. Aber mit Hilfe der Genossen gelang es Hans Beimler nach vier Wochen unsäglicher Leiden, in einer regnerischen Nacht aus Dachau zu fliehen. Treue Antifaschisten versteckten ihn, obwohl die

Hans Beimler, am 1. 12. 1936 vor Madrid gefallen.

**Interbrigadisten werfen eingedrungenen Gegner zurück.**

Faschisten 10 000 Mark für seine Ergreifung aussetzten. Es fand sich kein Verräter.

In Barcelona wird die erste bewaffnete deutsche antifaschistische Einheit gebildet: die „Centuria Thälmann". Als Teil einer spanischen Milizformation rückt sie noch im August an die Aragon-Front. Mitte Oktober toben heftige Kämpfe im Alcubierre-Gebirge. Wenn den Faschisten nicht der beherrschende Höhenzug, die Eremitage, entrissen wird, werden sie die republikanische Front durchbrechen. Gestützt auf spanische Einheiten, führt die „Centuria Thälmann" in einer Oktobernacht ein kühnes Stoßtruppunternehmen durch. Mit der Internationale auf den Lippen brechen sie in die Stellungen der faschistischen Rebellen ein. In schwerem und blutigem Nahkampf werden die marokkanischen Söldner geschlagen. Die Eremitage ist zurückerobert, der faschistische Durchbruch verhindert. Aber die Hälfte der deutschen Kämpfer ist gefallen oder verwundet. Der Rest geht mit Hans Beimler nach Albacete.

Albacete – Sammelpunkt der Freiwilligen der Freiheit aus allen Ländern, Organisationszentrum der Internationalen Brigaden. Die Zeit ist knapp – die Faschisten stehen vor Madrid. Am 14. Oktober treffen die ersten Freiwilligen in Albacete ein, Ende Oktober sind drei Bataillone der ersten Brigade aufgestellt –, das französische Bataillon „Commune de Paris", das slawisch-ungarische „Dabrowski" und das deutsche „Edgar André". Der Kommandeur der Brigade ist General Kleber (das ist der Deckname des deutschen Kommunisten Manfred Stern). Sein Kommissar wird Hans Beimler.

Am 5. November eilt die XI. Internationale Brigade nach Madrid, um dort Stellung zu beziehen.

**Die Kampfgefährten und die Bevölkerung Madrids nehmen Abschied von Hans Beimler.**

wo die Gefahr am größten scheint, dort, wo die Faschisten den Manzanares überschritten haben. Die Bataillone „Commune de Paris“ und „Dabrowski“ werfen sich den Stoßkolonnen der Faschisten in den Weg, lassen sie nicht durchbrechen. Am 9. November gegen Mitternacht geht das Bataillon „Edgar André“ zum Gegenangriff über. In erbitterten Kämpfen werfen die Interbrigadisten den Feind über den Fluß zurück und stoßen auf den Vorort Casa del Campo vor. Madrid leistet heldenhaften Widerstand. Um Madrid spannt sich ein Ring aus Feuer und Eisen. Ununterbrochen fliegt die faschistische Luftwaffe, deren Kern Hitlers „Legion Condor“ bildet, mörderische Angriffe auf die Verteidiger, vervielfacht sie den Terror gegen die Wohnviertel. Massiertes Artilleriefeuer liegt auf den republikanischen Stellungen, immer wieder brechen die Elitetruppen Francos, unterstützt von Panzern, vor. Aber sie kommen nicht durch. In dieser erbarmungslosen Schlacht wird die Front der Madrider, Basken, Katalanen, Spanier und internationalen Freiwilligen gehärtet.

Die zweite Internationale Brigade trifft ein, die XII., die Bataillone „Thälmann“, „Garibaldi“ und ein französisch-belgisches Bataillon. Der Geist, der diese Kämpfer beseelt, wird deutlich in dem Gespräch eines sowjetischen Journalisten mit einem Kämpfer des „Thälmann-Bataillons“:

„Ich bin vierunddreißig Jahre alt“, sagt Karl. „Früher arbeitete ich als Meister in den größten deutschen Metallunternehmen, bei Siemens, bei Borsig. Als Hitler die Macht an sich riß, wurde ich verhaftet, ich stand auf der schwarzen Liste als nicht zuverlässig. Dann wurde ich versehentlich freigelassen und flüchtete mit meiner Familie sofort nach Frankreich. Ich hatte Arbeit bekommen. Als ich aber hörte, daß deutsche Faschisten nach Spanien gegangen seien, hab' ich alles stehen und liegen lassen und bin hierhergeeilt, um ihnen das Fell zu gerben.“

„Wieviel Kinder haben Sie?“

„Zwei.“

„Und was sagte Ihre Frau, als Sie sie verließen, um hier zu kämpfen?“

„Ich habe eine gute Frau. Sie ist Genossin. Sie sagte: ‚Geh, kämpfe gegen den Faschismus, hilf den Spaniern, ich werde mit den Kindern schon durchkommen!‘ “

„Wie haben Sie die ersten Tage verbracht?“

„Offen gesagt, sehr schwer. Mit meinem Bataillon bin ich zufrieden, mit den Genossen, mit dem Maschinengewehr. Aber sehr schlecht steht's mit der Artillerie. Die schlachten uns mit Artillerie. Alles, womit sie uns bewerfen, alles ist deutsche oder italienische Fabrikation. Ich bin gelernter Metallarbeiter und verstehe das besser als andere. Ich habe einige feindliche Granaten gesammelt, alle tragen die Zeichen von Krupp. Sie schießen mit italienischen Dumdum-Geschossen.“

Nach zwanzig und mehr Tagen heldenhafter und härtester Kämpfe ist Madrid gerettet. Acht Tage werden den Internationalen zur Auffrischung und Reorganisation zugestanden. Die Verluste sind außerordentlich schwer, das Blut der Besten der internationalen Arbeiterklasse verströmte vor den Toren Madrids. Aber schon nach zwei Tagen greifen die Faschisten bei Palacete wieder an, wieder werden sie zurückgeworfen. An der gleichen Stelle gehen am nächsten Tag der Kommandeur des Thälmann-Bataillons mit seinem Kommissar Louis Schuster sowie Hans Beimler vor. Sie haben die vorderste Linie erreicht, als die Faschisten aus nächster Nähe das Feuer eröffnen. Beimler ist getroffen. Louis Schuster springt vor, um den Brigadekommissar zu retten – auch er fällt unter der tödlichen Kugel. Das ist ein schwerer Verlust für die Interbrigadisten. Madrid bereitet Beimler, dem Politkommissar, dem politischen Leiter aller deutschen Freiwilligen in Spanien, eine gewaltige Totenehrung. Ein Bataillon der XI. Brigade wird seinen Namen tragen.

In jenen denkwürdigen Tagen der Schlacht um Madrid formuliert die Heldin des spanischen Volkes Dolores Ibarruri den Sinn der Teilnahme der internationalen Freiwilligen an der Verteidigung Madrids: „Ihr kämpft und bringt Opfer für die Freiheit und Unabhängigkeit Spaniens. Doch Spanien opfert sich für die ganze Welt. Für Spanien kämpfen heißt für die Freiheit und den Frieden in der ganzen Welt kämpfen.“

Fotomontage: John Heartfield, 1936

# Die Raketen des Generals

**Von Rudi Quaiser, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Deutschen Armeemuseum**

Wie oft wohl ist in den vergangenen Zeiten mit Raketen experimentiert worden? Kein Geschichtswerk kann alle Erfinder und Konstrukteure von Raketenwaffen benennen. In aller Herren Länder befaßten sich Geschützmeister, Artillerieoffiziere und Ingenieure mit der Raketenherstellung.

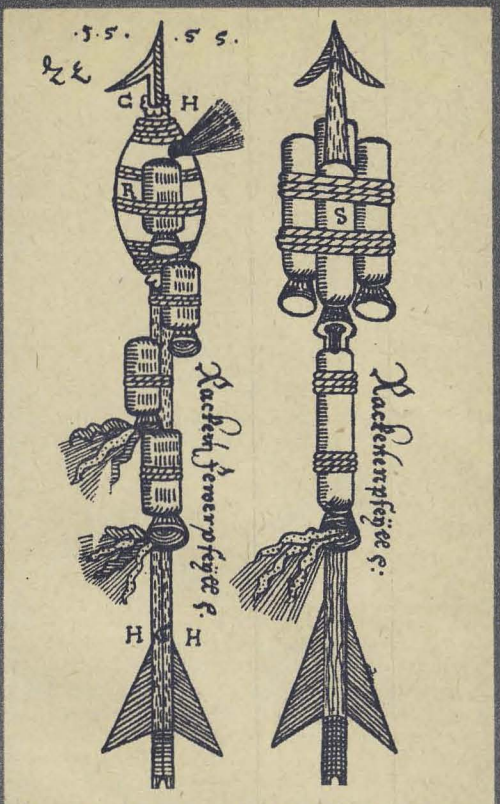
Erst unlängst entdeckte man im Archiv der Stadt Sibin, SR Rumänien, eine alte Handschrift aus dem Jahre 1555, deren Schreiber ein gewisser Conrad Haas war. Er beschreibt in dem Manuskript und belegt mit Zeichnungen „wie du solt machen gar schöne Racketten, die da von ir selber oben hienauff in die Höch faren oder auff ebner Erd hin und wider lauffen". Im Prinzip sind es 3-Stufen-Raketen, die Haas als „Rackettenpfeyll- und „Racketten-Fewerpfeyll" beschreibt.

Bis zum Auffinden dieser Schrift war man allgemein der Annahme, daß es der polnische Artillerieoffizier Kazimierz Siemienowicz war, der in seinem Buche „Ars magnae artilleriae pars prima" Gedanken über die Raketenfertigung und -artillerie niederlegte. Wie dem auch sei: Siemienowicz war einer der vielen Erfinder, auf deren Arbeiten andere erfolgreich aufbauen konnten.

Einer war der polnische General Jozef Bem (1791–1850), der bei unseren polnischen Waffenbrüdern als Nationalheld gefeiert wird. Sein Name ist eng mit den revolutionären Ereignissen der Novemberrevolution 1830 im Kongreßpolen verbunden.

General Bem verdiente sich auch Ruhm in den revolutionären Ereignissen 1848/49 in Westeuropa (Frankreich und Wien) und nicht zuletzt als Heerführer der ungarischen Armee in Siebenbürgen. Bem war militärischer Theoretiker; weniger bekannt sind seine Arbeiten auf dem Gebiet der Kriegstechnik. Besonders um die Entwicklung der Kriegsraketen hat sich Jozef Bem verdient gemacht.

Aufbauend auf den grundlegenden Arbeiten Siemienowicz' sowie auf Arbeiten des englischen Artillerieoffiziers William Congreve[1], begann Jozef Bem bereits 1815 sich mit Raketen zu befassen. Bem war zu dieser Zeit Adjutant des Direktors für Artilleriematerial in der Armee des




Darstellung der „schönen Racketten" des Conrad Haas.

Königreiches Polen (Kongreßpolen). Er experimentierte hier besonders mit Explosivstoffen, da er richtig erkannte, daß das Antriebsmaterial der wichtigste Stoff ist, der die Geschwindigkeit und Sprengkraft der Rakete entscheidet. In seinen Bemerkungen über „Brandraketen", die als Rapport an Konstantyn Pawlowicz (oberster Heerführer der Armee Kongreßpolens) verfaßt wurden, legt er seine Gedanken zur Reinigung der Sprengmittel nieder:

„Wir benutzen dieselben Materialien, die zur Herstellung von Schießpulver dienen: Salpeter, Schwefel und Kohle.

Das Salpeter (Kaliumnitrat), das wir vom Lager erhielten, war ziemlich rein. Beim Abdampfen des in Wasser aufgelösten Salpeters gab es fast keinen Schaum an der Oberfläche und auch keinen Bodensatz im Kessel. Um aber alle etwa vorhandenen suspendierten Teilchen aus der Salpeterlösung zu entfernen, gaben wir zu je 100 Pfund Salpeter eine halbe Unze Tierleim, in Wasser gelöst, hinzu. Der Schaum, der dann beim Sieden entstand, wurde sorgfältig entfernt. Der auf diese Weise gereinigte Salpeter wurde von uns zum Antrieb verwendet."

Neben seinen Experimenten mit Explosivstoffen widmete sich Bem auch der Konstruktion von Abschußvorrichtungen für Raketen. In seiner bereits erwähnten Arbeit beschrieb er die Verbes-

[1] Über Congreve werden wir zu einem späteren Zeitpunkt berichten.

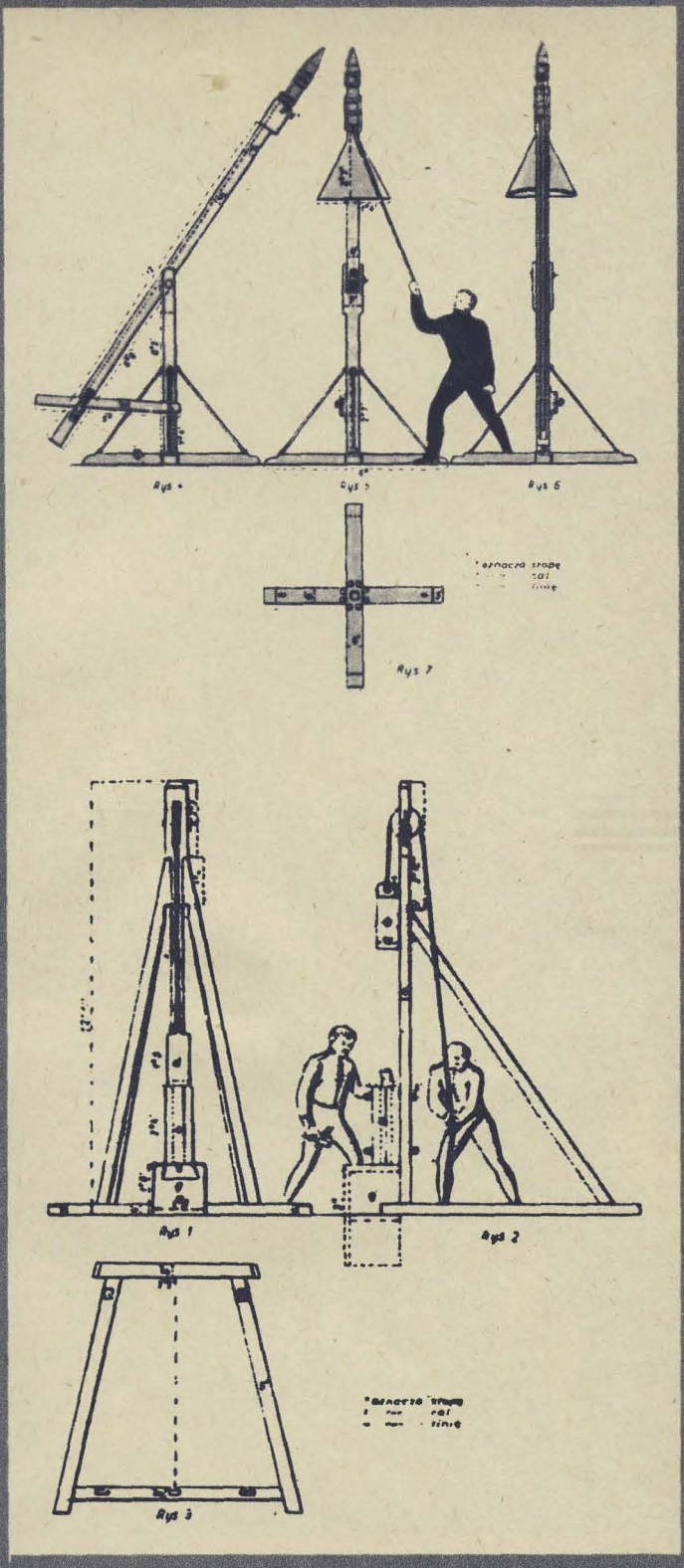
serung an Abschußvorrichtungen, die von dem polnischen Artilleriehauptmann Jozef Kosinski konstruiert wurden. Diese Abschußvorrichtungen waren mit Führungsschienen versehen, auf denen die Rakete ruhte. Beim Abschuß konnte man der Rakete durch eine spezielle Maschinerie eine entsprechende Neigung geben, um die Treffgenauigkeit zu erhöhen (Abb. 1). General Bem verbesserte aber auch die bereits bekannten Raketen. Die von ihm umkonstruierte Congrevsche Brandrakete bestand z. B. aus drei Teilen: dem Treibstoffbehälter, dem Zündkopf und der Stabilisierungsstange zur Erhaltung des Gleichgewichtes während des Fluges. Zum besseren Laden der Rakete wurde von Bem auch eine spezielle Ramme mit einem Bär von etwa 12–15 kg Masse konstruiert (Abb. 2). Mit ihrer Hilfe konnten die Pulverladungen fester in die Hülsen gepreßt werden.

Auch ökonomische Betrachtungen über den Einsatz von Raketen verfaßte Bem. Bei seinen Untersuchungen verglich er die Wirksamkeit der Raketen sowie ihre Verwendungsfähigkeit mit den Haubitzen der russischen Armee. Zur Bedienung der Raketen wurden spezielle Abteilungen im Heer aufgestellt. Die erste polnische Raketen-Halbbatterie wurde 1823 gebildet. 1831 wurde sie aufgelöst und durch drei Artilleriebatterien ersetzt. Die Raketenartillerie wurde im Juli 1831 in Gestalt eines Zuges reaktiviert.

1823 war auch das Jahr der Gründung von Raketenbatterien zu Fuß, die 1831 bis zur Stärke einer vollen Kompanie ausgebaut wurden.

Nach der Novemberrevolution emigrierte Bem nach Paris, nahm an den revolutionären Ereignissen in Wien teil und befehligte, wie eingangs erwähnt, die revolutionäre ungarische Armee in Siebenbürgen.

Seine Arbeiten gerieten im Zuge der Entwicklung der Artillerie, wie so viele andere auch, in Vergessenheit.



Auch das Abseilen erfordert Mut, Kraft und Geschicklichkeit.

# Im Reiche der Bergadler

Von AR-Korrespondent
Oberstleutnant ION NICHIFOR, Bukarest

Scharfkantige Felszacken zerschinden oft Hände und Knie.

Sie stiegen und stiegen. Dabei hatten sie an Waffen und Munition, Feldspaten, Schutzmasken und Rucksäkken so schon genug zu tragen. Sie erreichten Klippen und Felsvorsprünge, die sonst nur noch von Adlern und behenden Gemsen aufgesucht werden. Gegenseitig halfen sie sich über Spalten und Abhänge. So bewältigten die jungen Soldaten, Unteroffiziersschüler der Gebirgstruppen, nach und nach die abschüssigen Felsen.

Der Himmel war seit dem Morgen von Wolken verhangen, und in den Tälern lag Nebel. Dazu kam plötzlich, als vielleicht die Hälfte des Aufstieges bewältigt war, ein heftiger Regen, vermischt mit Schnee. Zugleich blitzte und donnerte es. Ein Gewitter mit wild peitschendem Schneeregen hatten die Soldaten im Gebirge noch nicht erlebt. Nun wurde auf dem nassen Gestein die Kletterei noch einmal so mühselig. Doch die jungen Gebirgsjäger bissen die Zähne zusammen und stiegen ohne Pause weiter.

An ihrer Spitze ging Feldwebel Marin Vasile, der Gruppenführer. Offenbar hatte er sich vorgenommen, allen ein getreuer Spiegel der Eigenschaften zu sein, die er von ihnen forderte: Kraft und Gewandtheit, Mut und Ausdauer.

Endlich oben! Das also war die berühmte Höhe 1895! Von hier aus gewährte das Sonnenlicht, das durch offene „Wolkenfenster" hereinfiel, den Soldaten einen Rundblick über die Almen. Auf einer anderen Höhe erblickten sie eine Stadt, die stolz ihre rauchenden Schlote, ihre Baugerüste und neuen Gebäude in den Himmel reckte.

In Gedanken versunken, blickte der Gefreite Ioan Galea hinüber. Regen- und Schweißtropfen glänzten auf seiner Stirn. Ohne den Blick abzuwenden, sagte er:

„Ich weiß nicht, wo ich es ge-

Kleine Gefechtseinlage: „Granatwerferfeuer liegt auf dem Steilhang!"

lesen habe, daß alle unsere Neubauten zusammengenommen die Höhe des Caraiman-Gipfels einige hundert Mal überragen — und seinen Umfang ebensooft übertreffen. Wir stehen im Wettbewerb mit den Gipfeln!"

Die Tage vergingen schnell in angestrengter Arbeit. Die Gruppe setzte ihren Aufstieg fort: sowohl von Zeit zu Zeit auf den dunklen Basaltzakken in Gesellschaft der Adler als auch in der Kaserne, wo sie sich mit den Dienstvorschriften, den Lehrbüchern, ihren Waffen und mit der übrigen Ausrüstung vertraut zu machen hatte. Auf den Gebirgspfaden wurden die Muskeln und der Wille gestärkt, dort erwarb man sich kämpferische Eigenschaften. Auf den Wegen der Erkenntnis, die oftmals nicht weniger steil in die Höhe strebten, weitete sich der geistige Horizont der Gebirgsjäger.

Dann rückte die Prüfung der zukünftigen Gruppenführer heran.

Für den Gefreiten Ioan Galea fiel der letzte Prüfungstag mit einem anderen glücklichen Ereignis zusammen: mit seiner Aufnahme in die Reihen der Kommunistischen Partei Rumäniens. Diesem Ereignis konnte er würdig entgegensehen: Er hatte in allen Fächern die Note „sehr gut" erreicht. Gleiche Bewertung krönte auch die Arbeit anderer Genossen, des Gefreiten Traian Laza zum Beispiel oder gar des Gefreiten Tănase Gheti, der erst so schwächlich erschienen war und sich dann doch so überraschend schnell den hohen körperlichen Anforderungen angepaßt hatte, die ein Gebirgsjäger bewältigen muß.

Sie widmeten ihre Erfolge dem 25. Oktober, dem Tag der Streitkräfte der Sozialistischen Republik Rumänien.

Feldwebel Marin Vasile ist zufrieden und auch ein wenig stolz. Denn seine ehemaligen Schüler werden nun selbst andere „Infanteristen der Höhen" unterrichten, werden das, was er sie lehrte, weitergeben und vervielfachen.

Einzige Brücke über den gähnenden Abgrund bleibt häufig das schwankende Seil.

Ist schon die Maschinenpistole dem Gebirgsjäger oft hinderlich, so fordern rückstoßfreies Geschütz und andere schwere Geräte bei schwierigen Aufstiegen das Letzte von den Soldaten.

# LOK-(KENDER)KLUB

**Oberst d. R. Petter**

Zakopane – Urlauberparadies. Würdevoll schauen steile, zackige Felsen auf den reizvollen Kurort hernieder, auf die vielen malerischen Holzhäuser, die sich an bewaldete Hänge schmiegen, auf die attraktiven neuen Hotels, auf das lebhafte, bunte Treiben der vielen Touristen.

Jeder Besucher, der die kleine Stadt in dem von hohen Bergen umgebenen weiten Hochtal am Nordfuß der Hohen Tatra zum ersten Mal sieht, wird gefangen sein von ihrem Reiz.

Ja, hier kann man sich erholen.

Auch jenes Haus dort, einladend in dieser wunderschönen Landschaft gelegen, lockt: Hier müßte man einmal seinen Urlaub verleben ... Treten wir doch einmal näher. Klubräume. Bibliothek. Ein Kabinett für Fahrschüler!? Im Ferienheim?

Unsere freundlichen Gastgeber: Keine Feriengäste – Offiziere in der Uniform der polnischen Volksarmee.

Es hat schon seine Richtigkeit. Wir sind nämlich nicht in einem Urlauberheim, sondern im Domizil der Zakopaner Reserve-Offiziere, in einem der 649 Reserve-Offiziers-Klubs in Polen.

Etwa 60 Reserveoffiziere leben und arbeiten im Kreis Zakopane. Es ist für sie eine Selbstverständlichkeit, Mitglied ihres Offiziers-Klubs zu sein. Als sie aus der Armee entlassen und in die Reserve versetzt wurden, war einer ihrer ersten Wege hierher.

Das ist nämlich eine der Hauptfunktionen der Klubs: Den Reserveoffizieren zu helfen, schnell und ohne Schwierigkeiten einen Platz im Zivilleben zu finden.

Viele Offiziere der polnischen Volksarmee, die ja meist ein hohes Bildungs- und Wissensniveau besitzen, erhalten so mit Unterstützung ihres Reserve-Offiziers-Klubs leitende Funktionen in Staat und Wirtschaft. Es gibt in Polen kaum einen Vorsitzenden des Rates des Kreises bzw. des Bezirkes, der nicht Offizier gewesen ist.

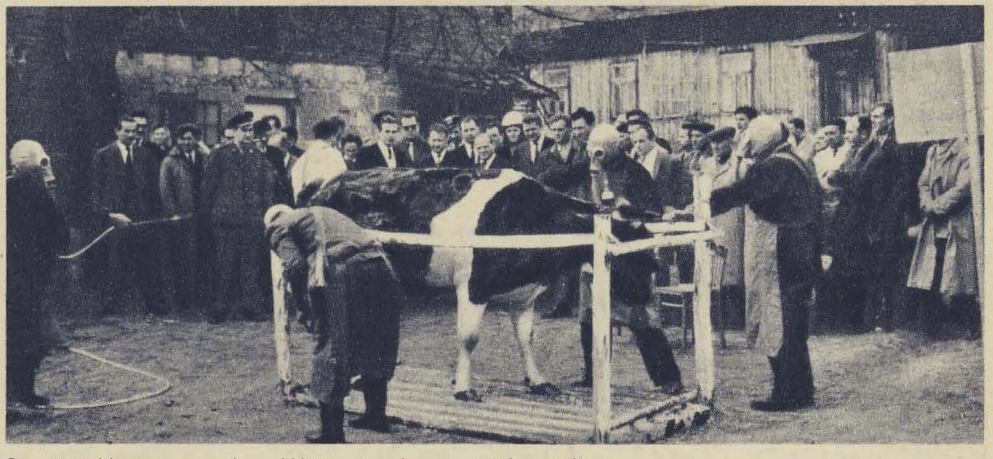
Natürlich sind die Klubs nicht nur Stellenvermittler. Hier in Zakopane können wir uns davon überzeugen.

Allabendlich ist im Klub etwas los. Dachorganisation der Klubs ist die LOK, die Liga Obrony Kraju, die polnische Bruderorganisation unserer Gesellschaft für Sport und Technik. Ihr entrichten die Klubmitglieder einen jährlichen Obolus von 24 Zloty. Im übrigen gestalten sie ihr Klubleben selbständig. Aus ihrer Mitte wählen sie die ehrenamtliche Klubleitung.

Gewöhnlich steht an ihrer Spitze der rangälteste Reserveoffizier, der oft gleichzeitig Sekretär des Kreisvorstandes der LOK oder leitender Funktionär im Staatsapparat ist. (Womit wiederum die Gewähr für materielle Unterstützung gegeben ist.)

So ist zum Beispiel der ehrenamtliche Leiter des Reserve-Offiziers-Klubs von Krakow General der Reserve, Vorsitzender des Rates des Bezirkes und Präsident der Bezirksorganisation der LOK. Natürlich ist die „Gebäudefrage" z. B. für diesen Klub geregelt.

Doch zurück nach Zakopane.



**Die „Verteidigungsgruppe" von Piótrkow bei einer Entaktivierungsübung.**

Die Arbeit im Klub ist nach Sektionen organisiert. Diese sind ganz den Interessen der Mitglieder entsprechend aufgebaut. Durch enge Verbindung mit den Truppenteilen bleiben die Reserveoffiziere stets auf dem „Laufenden", bleiben sie mit dem neuesten Stand der Technik und Ausbildung in der Truppe vertraut.

In zwanglosen Gesprächen im Klub wahrt man die militärische Tradition, pflegt man die militärische Kameradschaft.

Natürlich nehmen wir an den Unterhaltungen teil.

Erlebnisse aus der „aktiven" Zeit – ein beliebtes Thema.

„Wir waren gerade dabei, die Anschlagart ‚sitzend' zu trainieren, als . . ." „Moment mal, das ist doch sicher ein Irrtum, Anschlagart sitzend?" „Aber nein, warum nicht ‚sitzend'?" Die Frage muß natürlich exakt geklärt werden. Gibt es die Anschlagart ‚sitzend', oder nicht? Aber wozu hat man denn in der umfangreichen Bibliothek des Klubs neben schöngeistiger Literatur, vielen militärischen Fachbüchern auch Dienstvorschriften. Ein Griff in den Bücherschrank genügt, und der kleine Streit ist geklärt.

Dicker Rauch steht im Raum. Die Zigaretten haben sich in Qualm aufgelöst. Die Tabletts sind leer.

„Pan Kapitan", befiehlt der Leiter des Klubs, „besorgen Sie etwas Rauchbares für unsere Gäste!"

„Jawohl, Pan Pulkownik." Fünf Minuten später bietet er uns wieder eine „Carmen" an.

Donnerwetter, hier herrschen aber strenge, militärische Sitten. Und jeder erkennt sie als selbstverständlich an. Auch der jetzige Kreis- und Kurarzt von Zakopane, ebenfalls Offizier d. R., der für die medizinische Betreuung der Genossen sorgt. Diese Aufgabe nimmt er sehr ernst.

Einen der anwesenden Offiziere d. R. fordert er auf:

**Das Nike-Denkmal, gewidmet den Helden Warschaus – eingeweiht im Vorjahr aus Anlaß des 20. Jahrestages der Gründung der VR Polen.**

„Pan Podpulkownik, melden Sie sich mal in den nächsten Tagen zu einer Untersuchung in meiner Praxis!"

Und auf meine verstohlene Frage, warum?:

„Ich sehe, daß der Oberstleutnant wieder einmal einen Arzt nötig hat. Der gute Gesundheitszustand der Reserveoffiziere ist doch auch ein Teil der Verteidigungsbereitschaft. Und dafür bin ich hier verantwortlich."

Der Klub der Reserveoffiziere hat übrigens nicht nur ein „Innenleben". So erfahren wir in unserer Unterhaltung auch noch einiges über sein Wirken nach außen. Enge Verbindung besteht zu den Schulen. In der Regel ist jeder Reserveoffizier für eine Schule verantwortlich. Dadurch unterstützen sie die sozialistische Wehrerziehung und die sinnvolle Vorbereitung der Jugendlichen auf den späteren Wehrdienst.

Die in vielen Orten bestehenden „Gruppen für Verteidigung" werden häufig unmittelbar durch Mitglieder der Reserve-Offiziers-Klubs unterstützt und angeleitet.

Ein äußerst aufschlußreicher und interessanter Besuch ging für uns zu Ende. Wir erfuhren dabei, daß Zakopane nicht nur den Urlaubern und Touristen Schönes und Interessantes zu bieten hat. Auch wir, Gäste der „LOK" und eines ihrer Klubs, kamen auf unsere Kosten.

# Lieber Gen. Oltn. Haufe!

**Von Hauptmann Hans Haufe**

Ich erhalte einen Brief. Ich blicke auf den Absender: „Peter Marx". Es ist angenehm, als Vorgesetzter von einem seiner ehemaligen Soldaten Post zu erhalten. Ich freue mich.

Peter Marx, ich sehe ihn vor mir, sehe sein keckes Gesicht, sein jungenhaftes Lächeln bei der Einstellungsuntersuchung, sehe ihn in seiner Lässigkeit, wie er dem Militärarzt Fragen beantwortet. Er hat eine sportliche Figur.

Ich frage: „Sind Sie Sportler?" Er darauf: „Jawohl, Judoka". Er wird es nicht schwer haben wie jene, die keinen oder wenig Sport treiben. Ich bin froh darüber.

In der Ausbildungskompanie waren alle gut. Jeder gab sein Bestes. Nach dem Grundlehrgang bis zu seiner Entlassung war der Gefreite Marx mit Augenzwinkern ein durchschnittlicher Soldat. In einer Sonderaufgabe findet er nicht zum Kollektiv, es kommt zu einer Ausgangsüberschreitung, man ist auch mit seiner Arbeit unzufrieden. Er verspricht Besserung. Er bricht sein Versprechen. Ich muß ihm sagen, daß ich ihm nicht mehr vertrauen darf. Es tut mir weh, aber ich muß ihn bestrafen.

Um die Festlegung der Disziplinarstrafe gab es Auseinandersetzungen im Kollektiv der Erzieher. Peter Marx' überraschtes Gesicht beim Aussprechen seiner ersten Strafe gab mir zu denken. Haben wir richtig entschieden?

Eigentlich hat er unsere Zeit viel mehr in Anspruch genommen als ein Durchschnittssoldat.

Bei der Entlassung hat er sich sehr höflich verabschiedet. Er sah sehr adrett aus in seinem dunklen Anzug und seinem $^3/_4$-Mantel — ein Frauentyp. Sicher hat er bei uns etwas gelernt. Mal sehen, was er schreibt.

*„Lieber Gen. Oltn. Haufe!*

*Ich weiß nicht, ob dieser Dienstgrad noch für 'Sie zutrifft. Jedoch fand ich es erforderlich, endlich auch Ihnen, der doch immerhin eine geraume Zeit mein Kompanie-Chef war, einige Zeilen zu schreiben. Es ist schon eine ganze Zeit her, daß ich in Zivil die Kaserne hinter mir ließ. Seitdem ist meine Entwicklung schon wieder ein schönes Stück weiter davongeschritten.*

*Zur Zeit habe ich mit meinem Studium am Päd. Institut das 3. Semester hinter mir. Soweit lief bis jetzt alles gut. Im Moment haben wir ein pädagogisch-psychologisches Praktikum. Dieses setzt sich aus Hospitationen in den Schulen sowie aus Vorlesungen, Seminaren und Übungen zusammen, am Ende Klausuren und Belegarbeiten. Sie können sich also vorstellen, daß ich ganz schön zu tun habe.*

*So schnell vergeht die Zeit! Vielleicht wird es Sie interessieren, daß ich inzwischen verlobt bin und daß ich mein Ferienpraktikum im NVA-Lager Karlshagen ableiste.*

*Lieber Genosse Haufe, ich würde mich freuen, wenn Sie nicht böse wären, weil ich erst jetzt etwas von mir hören lasse. Vielleicht muß man auch erst Abstand gewinnen, um zu erkennen, daß die Armeezeit, genauer gesagt, die Dienstzeit unter Ihrer ‚Leitung' nicht zu den schlechtesten Erinnerungen gehört, ja, daß diese Zeit gerade in der Erinnerung einen geraumen — nicht negativen Platz einnimmt. Möglich, daß noch einige ‚Werke' von mir im Objekt zu sehen sind, so daß meine ‚Spur' noch nicht ganz verwischt ist. Aber das alles ist nicht allein der Grund, warum ich es für nötig fand, Ihnen einmal zu schreiben. Der Grund ist eigentlich der, daß ich es endlich für die Zeit empfand, Ihnen, lieber Genosse Oberleutnant Haufe, dafür zu danken, daß Sie trotz aller militärischen Forderungen immer Mensch blieben, daß Sie durch Ihr Einsichtsvermögen, durch den Willen, jedem nach Möglichkeit in seinen Schwierigkeiten zu helfen und ihn zu unterstützen, auch mir die Dienstzeit, die eben manchmal Härten erfordert, sehr erleichtert haben und so sehr maßgebend dazu beigetragen haben, daß man sagt: ‚Unsere Armee ist doch eine andere und unsere Vorgesetzten sind auch andere.'*

*In diesem Sinne, lieber Genosse Haufe, möchte ich Ihnen auch weiterhin viel Erfolg bei der Erziehung unserer jüngeren Menschen, im Ringen um das Verständnis für die Notwendigkeit unseres Wehrdienstes wünschen und, damit verbunden, die tiefe Menschlichkeit und das Verständnis für Sorgen und Schwächen der Soldaten als Schlüssel für Ihr Ziel nicht vergessen.*

*Es grüßt Sie herzlich*

*Peter Marx*

Es ist schon ein Jahr her, seitdem er uns verließ. Vielleicht schon länger. Er hat recht, die Zeit vergeht viel zu schnell.

Natürlich interessiert mich sein Lebensweg. Ich freue mich über die Erfolge in seinem Studium. Er weiß nicht, was dieser Brief für mich bedeutet. Er bestätigt doch, wie richtig unsere Erziehung war. In der Tat sind noch eine Reihe von Anschauungstafeln von dem künstlerisch begabten Genossen in unserem Lehrkabinett. Diese Tatsache gehört zu den angenehmen Erinnerungen an Peter Marx, einen Jungen, der trotz großer Widersprüche in seiner komplizierten Entwicklung seinen Weg machte. In erster Linie bleibt mir natürlich der Brief, der ein Anlaß war, ihm zu danken und alles Gute zu wünschen.

Er ist doch ein feiner Kerl.

Kriegsmarine

**Die aktuelle Umfrage**

# Sind Kasernennamen Schall und Rauch?

An 34 Kasernen der Nationalen Volksarmee findet sich heute eine schwarze, gußeiserne Tafel. 600 × 300 mm. Darauf, plastisch herausgearbeitet, ein Name. Friedrich Engels etwa. Oder Wilhelm Pieck, Soja Kosmodemjanskaja, Bruno Kühn, Rudolf Breitscheid, Julius Fucik, Ernst Schneller, Edgar André, Georg Schumann. Namen, hinter denen Menschenschicksale stehen. Namen, die Leben, Arbeit, Kampf, Leidenschaft und Leid verkörpern. Namen von revolutionären Streitern für die Arbeiterklasse. Namen von hervorragenden deutschen und internationalen Widerstandskämpfern gegen Krieg und Faschismus.

Was bedeuten sie dem Soldaten, der in diesen Kasernen dient, an der Namenstafel vorbei zur Gefechtsübung fährt, zum Grenzdienst ausrückt? Erweist er sich, wie es im Ministerbefehl zur Namensverleihung heißt, „durch vorbildliche militärische Pflichterfüllung des Namens" seiner Kaserne würdig? Hat er, wie Vizeadmiral Willi Ehm fordert, eine „innere Bindung zu Leben und Kampf" dieser Menschen? Erfaßt er, wie Generalleutnant Sigfrid Riedel betont, „das Beispiel von Heldentum nur rational" oder spricht es vor allem „auch sein Gefühl an"?

Bindungen zu einer Persönlichkeit, besonders dann, wenn sie nicht mehr unter den Lebenden weilt und ihr Wirken bereits Geschichte ist, setzen zuerst einmal Wissen über sie voraus.

Die meisten Genossen der „Theodor-Neubauer-Kaserne" wußten bis zu ihrer Einberufung wenig von dem Thüringer Lehrer, der noch kurz vor Kriegsende von den Nazis ermordet wurde. Wohl hatte Soldat Dieter Lipold, 20, den Namen „schon irgendwo gehört"; doch Näheres war ihm nicht bekannt. Soldat Bernd Tanneberg, 19, dachte zuerst, er sei „ein Bergmann" gewesen. Heute wissen 54 % aller Befragten, daß er ein antifaschistischer Widerstandskämpfer war, liebevoll „Der rote Doktor" genannt wurde und 1920 im Thüringischen gegen die konterrevolutionären Truppen kämpfte. 23 % sind informiert, daß er wegen seiner Zugehörigkeit zur KPD den Schuldienst quittieren mußte, von 1924 bis 1933 kommunistischer Reichstagsabgeordneter war und fast sechs Jahre im Konzentrationslager saß. Weitere 23 %, darunter Feldwebel Ernst Greife, 29, berichten von seinen Fronterlebnissen im ersten Weltkrieg, die ihn zu einem glühenden Antimilitaristen machten und ihn 1918 in die USPD führten; davon, wie er nach seiner Entlassung aus dem KZ (1939) zusammen mit Magnus Poser die antifaschistische Widerstandsbewegung in Thüringen organisierte und Verbindung zu Georg Schumann und Anton Saefkow aufnahm; davon, wie er im Juli 1944 doch noch der Gestapo in die Hände fiel und am 5. Februar 1945 im Zuchthaus Brandenburg ungebrochen in den Tod ging.

Eine andere Station, ein anderer Name: „Wilhelm-Pieck-Kaserne".

Der erste Präsident unserer Republik ist allen Genossen noch gut im Gedächtnis. Ihn haben sie selbst erlebt, gesehen, sprechen gehört. Verständlich, daß ihre Kenntnis größer ist, ihre Bindung unmittelbarer. So vermögen Unterfeldwebel Werner Schneble, 22, Gefreiter Günter Silber-

mann, 23, Unteroffiziersschüler Jan Asse, 19, und Feldwebel Werner Batke, 23, viele Einzelheiten aus seinem kampferfüllten Leben zu berichten – angefangen von seiner Lehrzeit oder seinem Wirken in der KPD und im Nationalkomitee „Freies Deutschland" bis hin zu seinem Anteil an der Vereinigung der beiden deutschen Arbeiterparteien zur SED oder am Aufbau unserer Republik und den von ihm entwickelten Grundsätzen für die nationalen Streitkräfte des jungen Staates der Arbeiter und Bauern.

Hätte ich – wie im Schulunterricht, aus dem die meisten Befragten ihre Kenntnisse schöpfen – Noten zu verteilen, so wären die 1 und die 2 recht oft vertreten.

In der „Rudolf-Breitscheid-Kaserne" dagegen kämen etliche Genossen wohl nicht so gut weg. Auffallend viele (Flieger Helmut Hollerbaum, 23; Kanonier Wolfgang Hanke, 22; Gefreiter Siegfried Mielke, 23 und andere) halten den Reichstagsabgeordneten und außenpolitischen Experten der SPD für einen „Partisanen" und „Spanienkämpfer", obwohl er beides nicht war, sondern nach dem Machtantritt des Faschismus vorwiegend in Frankreich lebte und dort für die Einheit der deutschen Arbeiterklasse im Kampf gegen die Hitlerdiktatur wirkte.

Leider sind nur relativ wenige der von uns interviewten Genossen genauer informiert, kennen – wie Unteroffizier Peter Blütgen, 20 – Breitscheids Worte, daß „das Einvernehmen der proletarischen Gruppen die Hauptsache" ist im antiimperialistischen Kampf, daß sie „den Kern bilden" müssen, „um den sich die ganze Arbeit kristallisiert", daß die Zukunft Deutschlands „nur durch die Machtergreifung des Sozialismus" gerettet werden kann. Und angesichts der in Kiellinie hinter der aggressiven CDU/CSU segelnden westdeutschen SPD-Führung ist sein Ruf, „einen starken Wall gegen den Krieg zu errichten", in der Arbeiterbewegung „einig und geschlossen" zu

**Bevor ihn die Nazis am 5. Februar 1945 ermordeten, schrieb er aus dem Zuchthaus Brandenburg an seine Familie: „Ich sterbe mit festem Herzen – selbstverständlich!" Mit festem Herzen schützen heute jene Soldaten, deren Kaserne seinen Namen trägt, die Grenzen unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates, für dessen Aufbau er lebte, kämpfte und starb: Dr. Theodor Neubauer. (Unser Bild zeigt ihn zusammen mit Clara Zetkin.)**

handeln, heute so aktuell wie vor 30 Jahren – und bestens geeignet, den jungen Soldaten dieser Kaserne am Beispiel des Mannes, dessen Namen sie trägt, Sinn und Wesenszweck des deutschen Dialogs nahe zu bringen.

Soweit unser Wissenstest, zu dem jedoch Unteroffizier Rüdiger Ernst, 23, aus der „Rosa-Luxemburg-Kaserne" noch eine wichtige Ergänzung beisteuert: „Wohl jeder möchte möglichst genau wissen, wer das war, dessen Name vorn am Kaserneneingang steht. Mir ging es ebenso. Doch ich habe mich nicht allein darauf verlassen, daß es ja Vorträge und Aussprachen und den Politunterricht gibt. So habe ich mir Bücher von und über Rosa Luxemburg besorgt und viel gelesen. Im Museum für Deutsche Geschichte habe ich mir Dokumente, Fotos angesehen. Ich glaube, das ist nötig. Man muß auch selbst etwas tun, um sich näher mit solchen Persönlichkeiten zu befassen."

Ein Ruf zur eigenen Tat – und auch dazu, öfter mal ins Traditionszimmer zu schauen, wo sich ja gleichfalls Anschauungsmaterial findet. Doch müßte es „nicht so oft geschlossen sein", bemerkt Soldat Egbert Krause, 20, zu Recht. „Solange es mehr das ‚Heiligtum' des Kommandeurs ist, wird es auch kein Anziehungspunkt für die Soldaten bilden."

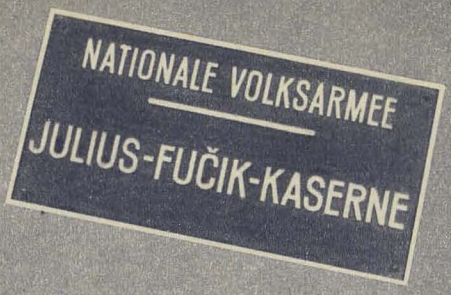
Ein Wort, das auch anderswo beherzigt zu werden verdient.

Es deutet auf eine Schwäche hin, die vielerorts spürbar und von vielen Genossen ausgesprochen wird.

Gefreiter Winfried Gehrke, 22, trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Besonders verpflichtet, das Vermächtnis Rudolf Breitscheids zu erfüllen, fühlt man sich doch erst dann, wenn man möglichst viel weiß über ihn!" Ergo ist auch Soldat Reiner Schlegler, 19, interessiert, „an konkreten Beispielen, Tatsachen und Erlebnissen mehr über Georg Schumann zu erfahren." In der

*MITARBEIT: Leutnant Hans-Jürgen Redlich, Stabsfeldwebel Wolfgang Jahn, Unterfeldwebel d. R. Jürgen Bley.*

◀ **Ein Stück deutscher Arbeitergeschichte blättert Genossin Martha André mit Briefen, Dokumenten und Fotos vor den Genossen jenes Truppenteils aus, dessen Kaserne den Namen ihres Mannes trägt: Edgar André.**



„Edgar-André-Kaserne" wünscht sich Kanonier Hansjörg Kuntz, 21, „persönliche Begegnungen mit Genossen und Mitkämpfern" des Hamburger Arbeiterführers – oder auch, wie Stabsgefreiter Walter Müller, 24, ergänzt, „mit Angehörigen des ‚Edgar-André-Bataillons' aus dem Spanienkrieg, um zu hören, wie sie in seinem Geist gekämpft haben."

Ohne Zweifel wird in allen Truppenteilen, deren Kasernen einen Namen verliehen bekommen haben, Traditionspflege betrieben. Das geschieht in der „Julian-Marchlewski-Kaserne", in der „Ernst-Schneller-Kaserne", in der „Ernst-Grube-Kaserne" und anderswo. Hier wie dort treffen sich Arbeiterveteranen mit den Soldaten. Die Genossen der „Theodor-Neubauer-Kaserne" werden in Buchenwald, die der „Julius-Fucik-Kaserne" in Sachsenhausen vereidigt. Die neu aufgenommenen FDJ-Mitglieder der „Wilhelm-Pieck-Kaserne" erhalten ihre Dokumente feierlich in der Wilhelm-Pieck-Gedenkstätte Guben überreicht.

Schön und gut.

Aber wie steht es mit der „systematischen und konkreten Traditionspflege", zu der die betreffenden Truppenteile in der ministeriellen „Ordnung über Namensverleihungen" verpflichtet werden?

Abgesehen von dem Namensschild am Objekteingang hat Flieger Siegfried Lehmann, 22, bislang „kaum etwas davon bemerkt". Dafür weiß Unteroffizier Karlheinz Brenner, 21, von der regen Korrespondenz, in der die Genossen der „Soja-Kosmodemjanskaja-Kaserne" mit den Pionierorgánisationen von fünf sowjetischen Schulen gleichen Namens stehen. Von den Versäumnissen in der „Rudolf-Breitscheid-Kaserne" war bereits die Rede. Wie Oberleutnant Gerlach, berichtet, soll das jedoch „schleunigst anders werden". Als Auftakt fanden „im August in verschiedenen Kompanien Heimabende der FDJ statt, die den Genossen das Lebenswerk von Rudolf Breitscheid näher brachten".

Gern erinnert sich Stabsgefreiter d. R. Carlo Troßker, 27, an „den interessanten Abend" in der „Karol-Swierczewski-Kaserne", als „Generalmajor Munschke von Spanien und dem legendären ‚General Walter' erzählte, der als Kommandeur der 35. Division der spanischen Volksarmee auch die XI. Brigade befehligte". Heute setzt der Truppenteil die in Spanien gewachsenen Traditionen internationaler Waffenbrüderschaft fort, indem er enge Verbindung zum polnischen „Regiment der deutschen antifaschistischen Widerstandskämpfer" hält.

Was hat die Leserkartei einer Bibliothek mit Traditionspflege zu tun?

Keine Preisfrage, sondern ein Resultat aus der „Hans-Marchwitza-Kaserne": Von hundert Soldaten sind fünfundsechzig regelmäßig Gast in der Bücherei. Und angeregt durch die Gespräche, Diskussionen und Foren mit der Gattin des 1965 verstorbenen Arbeiterschriftstellers ist vor allem die „Kumiak"-Trilogie durch zahlreiche Ausleihen am meisten abgegriffen. Major Werner Weisemann, 35, legt besonderen Wert darauf, daß „die Soldaten bei den Besuchen von Frau Marchwitza ausreichend Gelegenheit haben, im kleinen Kreis mit ihr zu sprechen und in zwangloser Unterhaltung tiefere und damit bleibende, erzieherisch wirksame Eindrücke erhalten. Bei einer Massenversammlung bleibt alles viel zu sehr an der Oberfläche. Die Genossen schöpfen zwar neue Kenntnisse daraus, aber das Wichtigste, der bewußtseinsbildende Einfluß, kommt doch wohl eher und besser beim persönlichen, individuellen Kontakt zustande. Hier wirkt nicht nur das Wort allein. Es kommt die Ausstrahlung der Persönlichkeit von Frau Marchwitza hinzu, ihr Erzähltalent, die mehr emotionale Wirkung der geschilderten Erlebnisse, die sie aus dem Leben Hans Marchwitzas zu berichten weiß. All das geht ans Gefühl, ans Herz."

Traditionspflege aber, die nicht „unter die Haut" geht, sondern sich in gelegentlichen Feierstunden, in Symbolen und Zeremonien erschöpft, nutzt – wie Admiral Waldemar Verner erklärt – nicht „die Kraft des geschichtlichen Beispiels", um an ihm „die Armeeangehörigen zu Klassenkämpfern zu erziehen, die von der Gerechtigkeit und Sieghaftigkeit des Sozialismus überzeugt sind". Eben darauf aber kommt es an – auch und vor allem in jenen Kasernen, die die Namen von hervorragenden Arbeiterführern, Widerstandskämpfern und Patrioten tragen.

Ihr

Karl-Heinz Freitag

ANH-DOC

# Das Mädchen Quê

In zwei Stunden wird der Zug in den Kampf gehen. Noch liege ich zusammen mit den Soldaten der südvietnamesischen Befreiungsarmee in Dekkung. Sie alle sind noch sehr jung. Huu, der Gehilfe des Zugführers, ist erst dreiundzwanzig Jahre alt. Er erzählt mir Einzelheiten über das bevorstehende Gefecht:

„Die Bauern der umliegenden Dörfer werden das Gras auf der Ebene in Brand stecken. Dadurch entsteht ein Rauchvorhang. – Und Quê ... Quê wird auch dort sein", fügt er unvermittelt hinzu.

„Wer ist Quê?" frage ich.

„Wie soll ich sie bezeichnen? Meine Frau, meine Geliebte oder Braut? ..."

„Wie alt ist Quê?"

„Neunzehn Jahre."

„Und wo stammt sie her?"

Mit geschmeidiger Bewegung springt Huu auf die Beine und streckt den Arm aus: „Von dort. Ihr Dorf liegt auf der anderen Seite des großen Waldes. Jetzt sieht man es nicht, aber am Tage... Morgen früh werden wir durch dieses Dorf marschieren."

Quê war noch klein, als wir uns kennenlernten, und doch war sie schon so tapfer. Sie wurde an der Schulter verwundet; das Blut floß in Strömen – aber keine Träne, kein Wort der Klage..."

„Wurde sie durch ein Geschoß verwundet?"

„Nein, durch ein Bajonett ... Es war im schweren Jahr 1959. Ich selbst war gerade Zwanzig geworden und leitete die Jugendorganisation im Dorf. Tagsüber allerdings mußten wir uns verstecken. Zu jener Zeit konnten die Diem-Straftrupps und ihre Spitzel noch alles tun, was ihnen beliebte. Quê brachte mir Essen. Sie war Waise und wohnte bei ihrer Großmutter. Damals liebte ich sie wie eine Schwester. Nur sie und die Großmutter wußten, wo ich mein Versteck hatte. Die Diem-Agenten suchten nach mir, denn sie wußten, daß ich mich irgendwo in der Nähe verborgen hielt. Jeder Spitzel hatte den Auftrag, Tag und Nacht irgendein Haus zu beobachten ...

Einmal brachte mir Quê wieder das Essen – es war noch vor Sonnenaufgang ..."

Huu bricht ab. In der Dunkelheit hört man Schritte. Ein Soldat nähert sich uns und übermittelt einen Befehl des Kompaniechefs. Als der Melder wieder gegangen ist, erzählt Huu weiter:

„Mit dem vereinbarten Klopfzeichen gab Quê sich zu erkennen. Ich hob die Einsteigeleiter und forderte sie auf, herunterzukommen und mir zu berichten, was es droben in der hellen Welt Neues gab. Sie kletterte zu mir in das Erdloch. Mit einer Hand nahm ich nun die Leiter wieder herunter, mit der anderen ordnete ich die zur Tarnung dienenden Bambusblätter. Wir unterhielten uns im Halbdunkel, als ich plötzlich über unseren Köpfen Schritte vernahm. Die Grube hatte drei kleine Luftlöcher, die nur einen sehr schwachen Schein des Tageslichtes hindurchließen.

Wir hielten den Atem an und lauschten auf das, was sich über uns ereignete. Irgend jemand schob die trockenen Bambusstäbe auseinander. Plötzlich war ein dumpfer Schlag zu hören. Ein Bajonett sauste zwischen Quês Kopf und meinem Kopf hindurch.

Ich machte eine Handgranate wurfbereit. Und wieder ein Stoß. Diesmal fuhr das Bajonett in Quês Schulter. In dem trüben Licht konnte ich sehen, wie sie vor Schmerz die Zähne zusammenbiß.

Also blieb uns nur noch übrig, aus dem Erdloch herauszukriechen, die Handgranate zu werfen und zu fliehen.

Ich wollte mich gerade erheben, als Quê meinen Arm ergriff, sich ihr Tuch vom Halse riß und um das Ende des Bajonetts wickelte, das noch immer in ihrer Schulter steckte.

Als es schließlich herausgezogen wurde, wischte Quê mit rascher Bewegung das Blut ab. All das geschah in wenigen Augenblicken. Quê saß schweigend und ohne sich zu bewegen.

Erst als das Bajonett vollends verschwunden war, begriff ich, daß der Feind uns nicht entdeckt hatte. Die Geräusche über unseren Köpfen verstummten.

Mit dem Arm umfing ich Quê. Ihr Gesicht war blaß. Ich tastete nach ihrer Schulter, und meine Finger wurden feucht von Blut. Ein warmer Blutstrahl floß auf meine Brust. Ich fühlte nach Quês Tuch und verband ihre Wunde. Lange schwiegen wir, bis Quê flüsterte: „Sie sind fort ..."

Als es Nacht war, schaffte ich Quê aus dem Erdloch. Sie hatte viel Blut verloren und konnte den Arm nicht heben. Ihrem Gesicht war anzusehen, wie sie litt. Trotzdem kam kein Stöhnen über ihre Lippen, und sie weinte keine Träne.

Illustration: Kurt Zimmermann

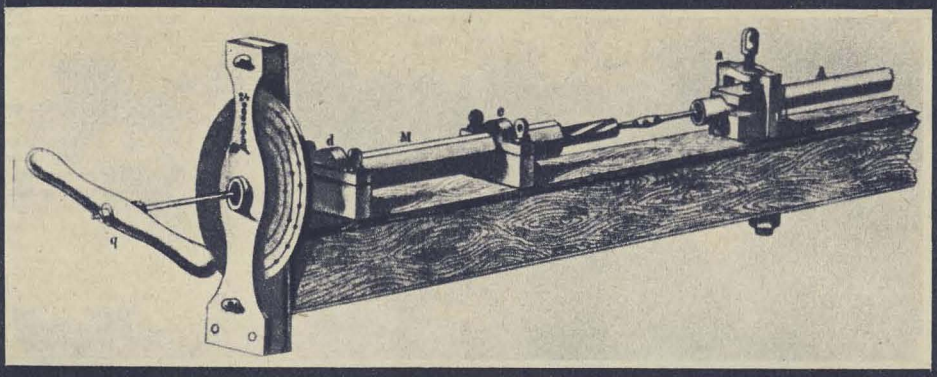
Mehr als zehn Tage lang brachte mir nun die Großmutter das Essen. Als Quê wieder gesund war und das erste Mal wieder zu mir kam, umarmte ich sie und konnte mich nicht beherrschen – ich mußte weinen. Quê errötete, zeigte mir ihre verletzte Schulter und sagte schlicht: ‚Siehst du, alles ist gut.' Aber etwas ist trotzdem zurückgeblieben: Sie kann den rechten Arm nur langsam heben."

Unter Kokospalmen, die schwer an der Last ihrer Früchte zu tragen haben, bewirtet nach dem Gefecht eine Gruppe von Frauen und jungen Mädchen unsere Soldaten mit Kokosmilch. Huu sagt anerkennend: „Dabei sind sie gerade erst zurückgekehrt, nachdem sie den Steppenbrand gelegt hatten, um uns zu decken... Doch da ist ja Quê!"

Ich blicke in die angegebene Richtung und sehe ein sehr junges Mädchen. Mit den Augen sucht sie ihren Liebsten. Als sie Huus Ruf vernimmt, eilt sie ihm entgegen. Ein paar Schritte vor den Offizieren bleibt sie stehen und sagt leise: „Der große Bruder Huu..."

Ihre Wangen, die noch mit Asche bedeckt sind, röten sich. Asche liegt auch auf ihrem langen Haar, und Schweißtropfen rollen von der Stirn auf die Wangen. Sie steht vor Huu und mir und spielt mit den Fingern verlegen an ihrem Zopf. Das also ist Quê! Sie sieht noch schöner aus, als ich sie mir vorgestellt hatte. Ihre Augen funkeln, und unter den langen Wimpern verbirgt sich ein Lächeln.

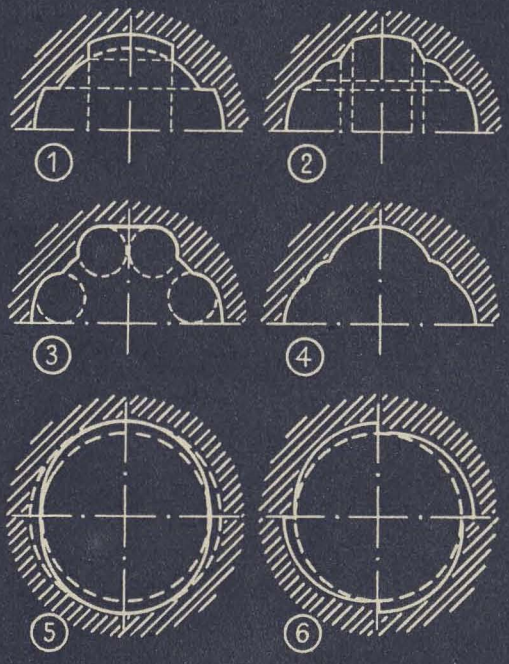
Als sich die Abteilung wieder marschfertig macht, höre ich, wie Huu sagt: „Wenn es gelingt, komme ich morgen wieder..."



# SO kommen die Züge in den Lauf

**Eine Antwort auf Leserfragen von Major Heinz Knöppler**

Die Beantwortung der vielen Fragen der „AR"-Leser zu diesem Problem könnte sehr knapp ausfallen: „durch Ziehen, Drücken oder Hämmern."
Doch das befriedigt die Mehrheit der Interessenten wohl kaum, verbergen sich doch gerade hinter diesen technologischen Begriffen die Geheimnisse dieses Teils der Lauffertigung.
So wird es uns niemand verübeln, wenn wir ein wenig weiter ausholen.
Seit dem Aufkommen der Feuerwaffen im 14. Jahrhundert bereitete die Herstellung von Waffenläufen den Produzenten lange Schwierigkeiten. Zunächst waren sie nur in der Lage, Rohre aus Hartkupfer zu gießen, grob und demzufolge auch ohne besondere Güte. Diese Feuerrohre waren innen „glatt"-wandig. Später schmiedeten die Büchsenmacher Flachstahl um einen Dorn, die Längsnaht wurde stumpfgeschweißt. Die so entstandene Laufbohrung rieb man zur Vergütung nach.
Andere historische Fertigungsarten waren die Herstellung gedrehter und gewundener Läufe. Das heißt, der Flachstahl wurde schraubenförmig um den Dorn gewickelt. So erhielt man eine höhere Festigkeit des Laufes gegen das Aufsprengen bei hohem Druck. Die kunstvollste Art solcher Läufe ist der Damastlauf, der aus mehrphasigen unterschiedlichen Stählen gewunden und gleichzeitig schmiedegeschweißt wurde. Dadurch entstanden an der Oberfläche besondere Muster – Rosetten, Ornamente usw. Diese Läufe waren sehr elastisch, hatten hohe Festigkeitseigenschaften und wiesen keine bleibenden Verformungen auf.
Die neuzeitlichen Methoden der Lauffertigung unterscheiden sich grundsätzlich von den althergebrachten. Das Ausgangsmaterial ist ein Stück Rundstahl, der Knüppel. Er ist wesentlich kürzer

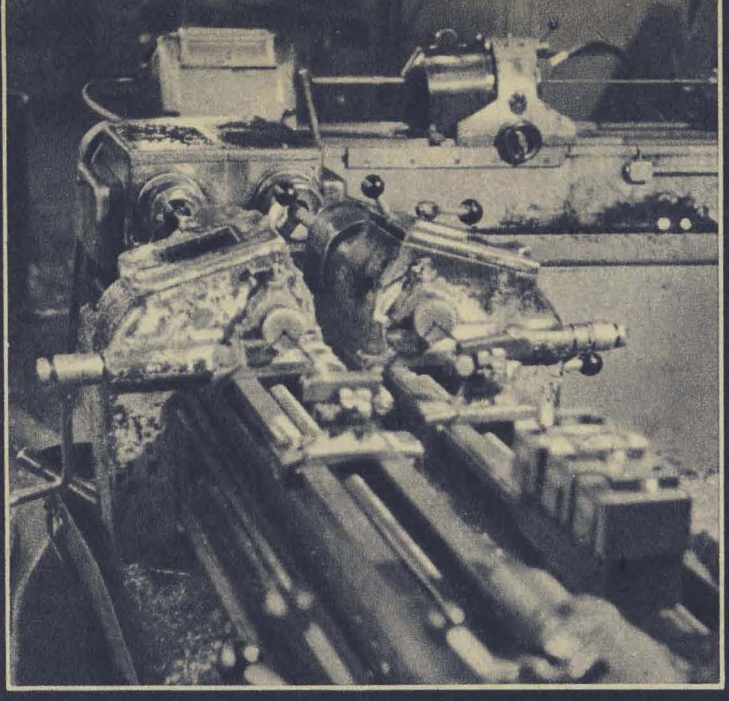



**Verschiedene Zugformen: 1 – rechtwinkliges Profil; 2 – trapezförmiges Profil; 3 – gerundetes Profil; 4 – segmentförmiges Profil; 5 – ovales Profil; 6 – zahnförmiges Profil.**

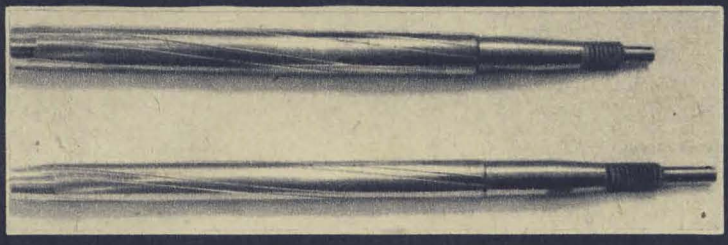
als der fertige Lauf, da er ja ausgeschmiedet wird. Nach dem Schmieden wird der Rohling vergütet, d. h. die Spannungen im Material werden beseitigt. Darauf folgt das Richten, die Vorbehandlung für das Bohren. Das Bohren selbst ist eine der kompliziertesten Arbeiten. Bei diesem Arbeitsgang wird das Werkstück gedreht und der

$$\text{Zugtiefe} = \frac{\text{Zug}\,\Phi - \text{Feld}\,\Phi}{2}$$

◀ Auf so einer „Bohrmaschine" wurden im 18. Jahrhundert die Läufe gebohrt . . .



▶ . . . heute haben Automaten diese Arbeit übernommen.



Diese Hämmerdorne werden in den glühenden Laufrohling eingeführt. Der Hämmermechanismus preßt das Metall um den Dorn und bringt damit die Züge in die innere Laufwandung ein.

Bohrer nur in Längsrichtung vorgeschoben. Um die entstandenen Riefen zu beseitigen, wird die Bohrung aufgerieben. Anschließend wird erneut gerichtet. Dann beginnt der Arbeitsgang, der uns am meisten interessiert – das Einbringen der Züge . . .

Gezogene Waffen kennen wir seit dem 15. Jahrhundert. Die Züge waren damals noch geradlinig und hatten nur den Zweck, die Pulverrückstände aufzunehmen. Waffen mit gewundenen Zügen kamen Mitte des 16. Jahrhunderts auf. Die Erkenntnis, daß ein sich drehendes Geschoß besser trifft, führte dazu.

Heute werden die Züge nach den drei eingangs erwähnten Methoden hergestellt – durch Ziehen, Drücken und Hämmern.

Sehen wir uns diese drei Verfahren genauer an. Das Ziehen ist das älteste Verfahren, die Ziehbank die älteste Maschine. Der Lauf lag während des Vorganges starr auf der Bank und das Ziehgestänge, auf dem sich die Werkzeugschneiden befanden, wurde von Hand bewegt. Durch die Hin- und Herbewegung drehte sich das Gestänge schraubenförmig in den Lauf. Die Schneiden brachten so die Züge in die Laufwandung ein. Bald wich die Ziehbank der mechanischen Maschine, die die Drehbewegung mittels eines großen Handrades erzeugte. Über ein Zahnrad und eine Zahnstange wurde die Drehbewegung auf das Ziehgestänge übertragen.

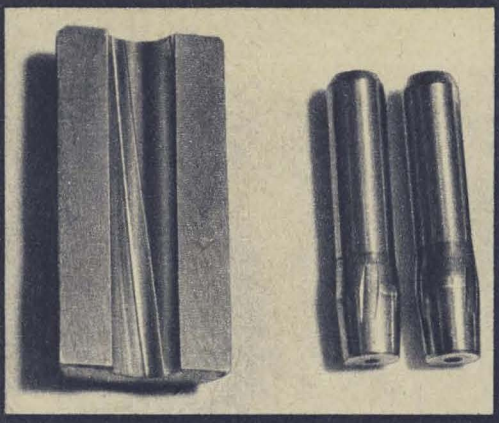
Die Läufe moderner Waffen, soweit sie noch gezogen werden, erhalten ihre Züge auf automatischen Laufziehmaschinen. Das Ziehen ist ein spanabhebender Arbeitsgang.

Im Gegensatz dazu werden beim Drücken die Züge spanlos, mittels eines Druckdornes (mit Profil des Zuges) in die Innenwand des Laufes eingearbeitet.

Auf dem Dorn sind die Züge erhöht wiedergegeben, da sie ja vertieft im Laufinnern erscheinen müssen.

Beim Drückvorgang wird der Werkstoff zur Seite geschoben und bildet die Felder.

Das modernste, erst seit kurzer Zeit benutzte Verfahren, ist das Hämmern. Auch hier findet ein Dorn Anwendung, auf dem die Züge erhöht aufgebracht sind. Dieser Dorn wird senkrecht in den Lauf eingeführt, dieser durch Induktion auf Schmiedetemperatur erwärmt. Ein Hämmermecha-



**Teil eines aufgeschnittenen Laufes mit gedrückten Zügen. Rechts daneben die Druckdorne.**

nismus preßt mit unzähligen gleichmäßigen Schlägen das Metall um den Dorn, der dann schraubend aus dem Lauf gezogen wird. Von besonderem Vorteil ist bei dieser Methode, daß das gesamte Gefüge des Laufes einheitlich gefestigt wird. Der Lauf ist innen wie außen gleich hart und dicht. Damit sind Voraussetzungen gegeben, daß der Lauf auf die beim Schuß wirkenden Verformungen elastisch reagieren kann. So treten beim Schuß ein Druck von fast 3500 kp/cm² und eine Temperatur von rund 3000 °C auf.

Nun noch ein Wort zu den Formen der Züge. Die gebräuchlichste Form ist der rechtwinklige Zug (rechtwinkliges Profil). Andere Zugformen wurden und werden nur in einzelnen Waffensystemen verwendet. Zum Beispiel:

- Der österreichische Karabiner Mannlicher hat Züge mit trapezförmigem Profil;
- die japanischen Gewehre Arisaka solche mit Segment-Profil;
- die Firma Lancaster verwendet ovale Profile.

Die Ursachen für diese verschiedenen Varianten von Zugprofilen sind unterschiedlich.

Profile mit geraden Schlagkanten (Kante des Zuges, die dem Geschoß die Drehung verleiht, die andere Kante heißt Freikante) setzen die Geschosse der geringsten Reibung aus. Das vergrößert die Lebensdauer der Läufe. Allerdings beschleunigen die vorhandenen Winkel die Abnutzung der Kanten.

Auf gerundete und abgeschrägte Schlagkanten wiederum wirken große Reibungskräfte ein; die Abnutzung der Kanten wird jedoch vermindert. Auch kann man Züge, die keine so betonten Profile aufweisen wie rechtwinklige, besser säubern. Auch werden sie beim Schuß durch das Geschoß besser ausgefüllt. Nachteilig wirkt sich jedoch aus, daß die Pulvergase durch die entstehenden kleineren Spalten (im Gegensatz zur rechtwinkligen Form der Züge) nicht durchdringen und so die Laufwandung „schneller" zerstört wird. Keine dieser Profilarten bietet somit vor den anderen besondere Vorteile.

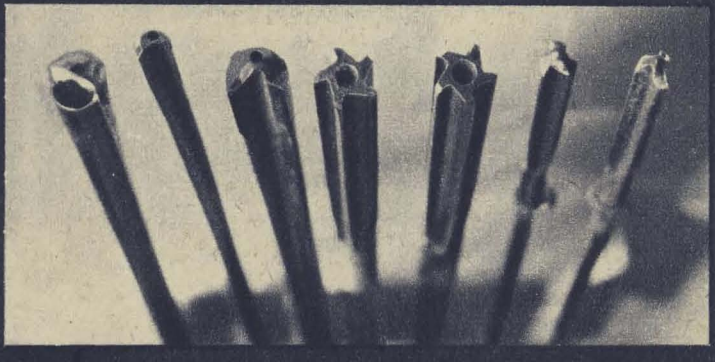
Daß sich in der Hauptsache rechtwinklige Züge im verbreiteten Umfang durchgesetzt haben, ist damit zu erklären, daß sie technologisch einfacher zu fertigen sind. Die Tiefe der Züge bei Schützenwaffen beträgt im allgemeinen 1–2% vom Laufkaliber.

Die Drallänge (Zug windet sich einmal längs der Seelenachse um die Bohrungswand) und der Drallwinkel hängen von den Bedingungen ab, die notwendig sind, um das Geschoß auf der Flugbahn zu stabilisieren. Die Richtung der Züge ist im allgemeinen rechtsgewunden.

Es gibt jedoch auch linksgewundene Züge, die vor allem in französischen und englischen Waffen vorherrschen.

Irgendwelche Vorteile einer der beiden Richtungen sind nicht vorhanden.

**Die Schneidwerkzeuge auf dem Ziehdorn sind erhöht.**



**Laufbohrer unterschiedlicher Art wie sie für die verschiedensten Waffen – vom Luftgewehr bis zur MPi – verwendet werden.**

# DIE MAPPE MIT DEM TÜRKENSTERN

**Kriminalerzählung von Gerhard Berchert**

Einen Augenblick verhielt Jochen Steinert den Schritt, als er den Flur des zwölfgeschossigen Hochhauses betrat, in dem er wohnte. Ein Mädchen gleich neben dem Fahrstuhlschacht fesselte seine Aufmerksamkeit – ein Bild von einem Mädchen: schlank, Madonnengesicht, lang herabhängendes schwarzes Haar. Drei oder vier Sekunden lang starrte er sie wie eine überirdische Erscheinung an, dann wurde ihm bewußt, daß sie ihn ebenso aufmerksam musterte. Eilig schritt er nun zum Fahrstuhl, verlegen grüßend, wofür sie mit einem hoheitsvollen Kopfnicken dankte. Jochen fühlte geradezu, wie ihm die Blicke der unbekannten Schönheit in den Fahrstuhlkorb folgten, und es durchströmte ihn heiß. Mechanisch drückte er auf die Neun. Wenn er doch nur nicht immer gleich solche Hemmungen hätte! Vielleicht wartete das Mädchen sogar darauf, daß es angesprochen würde. Sollte er wieder aussteigen? Da ruckte die Kabine an und glitt mit ihm – nach unten.

Wer, zum Teufel, hat da schon wieder „Keller" gedrückt? dachte Steinert ärgerlich. Sicher die Kinder von Bollermanns. Die machen ja nur das, was sie nicht sollen. Deshalb stand wohl auch die Haustür wieder sperrangelweit auf.

Der Fahrstuhl hielt im Keller, und Jochen Steinert wartete ungeduldig darauf, daß es nun wieder „aufwärts" gehen würde. Denkt der aber langsam nach! räsonniert er über die elektronische Programmsteuerung der Anlage. Da wurden unmittelbar hintereinander die äußere und die innere Kabinentür aufgerissen. Steinert sah im ersten Augenblick nur einen erhobenen Arm, dann legte sich ein Fetzen Sacktuch vor sein Gesicht, und gleich darauf raubte ihm ein heftiger Schlag über den Kopf die Besinnung. Feurige Kometen mit langen, glühenden Schweifen schienen um Jochen zu kreisen. Dazwischen tauchte eine Mädchengestalt auf, schlank, mit Madonnengesicht, schwarzhaarig. Sie beugte sich über ihn, richtete sich wieder auf und entschwand.

Langsam hob Jochen die halbgeschlossenen Augenlider. Allmählich kam er völlig zu sich. Er lag vor dem Fahrstuhlschacht. Sein Schädel dröhnte, und er tastete ihn vorsichtig ab.

An einer Stelle war die Haut aufgeplatzt. Steinert betrachtete seine Hand, sie war mit Blut beschmiert.

Noch immer ein wenig benommen, erhob er sich und klopfte den Kellerstaub von seiner Kleidung. Dann hörte er Schritte auf der Treppe. Zwei Männer vom Rettungsamt erschienen mit einer Trage.

„Können Sie sich vielleicht auf irgendetwas Auffälliges besinnen – in der Bekleidung des Täters möglicherweise, auch wenn Sie nur seinen Arm sahen, oder an der Tatwaffe?" fragte Hauptmann der K Waldner sehr eindringlich. „Es würde uns unter Umständen die Arbeit wesentlich erleichtern."

Jochen Steinert schüttelte den Kopf. „Es ging ja alles so schnell", meinte er. „Das heißt – ich sah noch etwas aufblitzen . . ."

„Ja, was denn?" wollte Waldner wissen.

Steinert stockte. „Ich kann aber nicht garantieren, ob es stimmt", sagte er zögernd. „Vielleicht war das auch bloß nach dem Schlag in meiner Phantasie so."

„Egal", erklärte der Hauptmann jetzt energisch. „Das läßt sich dann schon überprüfen. Reden Sie erst einmal!"

„Also, mir war, als ob ein Türkenstern aufblitzte."

„Ein was?" fragte Waldner verdutzt.

„Sehen Sie, Sie glauben es auch nicht. Ich habe so etwas bisher ja auch nur auf Abbildungen gesehen. Das ist ein fünfzackiger Stern mit Halbmond und türkischer Beschriftung – eine alte militärische Auszeichnung."

„Und . . . und wo blitzte dieser seltsame Stern auf?" erkundigte der Kriminalist sich nun schon sehr vorsichtig.

„Auf einer zusammengerollten flexiblen Kollegmappe, in der eine Eisenstange steckte, würde ich sagen – doch bitte, verstehen Sie, ich kann es nicht beschwören."

Nachdenklich rieb sich Hauptmann Waldner das Kinn. Ein Überfall im Fahrstuhl war für ihn etwas Neues. Er kannte auch keinen einschlägig Vorbestraften, der auf diese Weise „arbeitete". Dazu fehlte jede Personenbeschreibung. Waldner seufzte. Es würde verdammt schwer werden, den Täter zu finden.

„Und es fehlt Ihnen wirklich nichts, als die Armbanduhr?"

Jochen Steinert wühlte noch einmal alle Taschen

Illustrationen: Kurt Käfer

durch. Dann schüttelte er den Kopf. „Nur die Uhr."

„Danke", meinte Waldner schließlich. „Ich lasse Sie jetzt nach Hause bringen. – Aber wenn Ihnen noch irgend etwas ein- oder auffällt, dann rufen Sie mich sofort an!"

„Selbstverständlich, Herr Hauptmann", sagte Jochen. „Doch ich fürchte, das wird kaum sein."

Eine Stunde später allerdings war er schon völlig anderer Meinung. Nichtsahnend hatte er, wie jeden zweiten Tag, seinen Mülleimer runtergetragen, weil er der Auffassung war, daß auch ein Junggesellenhaushalt der Ordnung nicht entbehren dürfe. Doch als er die Mülltonne öffnete, durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schlag. Fassungslos starrte er hinein, während der Deckel seines Eimers unbeachtet zu Boden scheppperte.

Unter dem kleinen Häuflein Haushaltabfällen, die Steinert in die Tonne versenkt hatte, und einem großen Haufen Zeitungspapier, lugte eine graue Kollegmappe hervor, auf der ein rot emaillierter Stern prangte. Ein Stern mit einem Halbmond – ein Türkenstern.

Endlich wurde Jochen seiner Überraschung Herr. Hier mußt du sofort etwas unternehmen, sagte er sich und streckte die Hand nach dem kostbaren Fund aus. Doch dann fiel ihm ein, daß man ja in einem solchen Fall nichts berühren und verändern soll, um eventuelle Spuren nicht zu zerstören. Also sauste er nun im Laufschritt zur nächsten Telefonzelle, gleich um die Ecke.

„Ich komme sofort", rief Hauptmann Waldner erfreut. „Haben Sie jemanden gebeten, inzwischen an der Tonne Wache zu halten und niemanden heranzulassen? Nein? Na, dann laufen Sie schnell wieder zurück, und warten Sie, bis wir kommen!"

Eilig stürzte Jochen Steinert aus der Telefonzelle – und blieb sofort wieder wie angewurzelt stehen. Ein Mädchen kam um die Ecke, ging hinüber auf die andere Straßenseite, ein Bild von einem Mädchen; schlank, Madonnengesicht, lang herabhängendes schwarzes Haar. Ohne Zweifel seine schöne Unbekannte. In der Hand trug sie eine große Einkaufstasche.

Jetzt oder nie! dachte Jochen und schickte sich an, ebenfalls die Straße zu überqueren. Da fiel ihm der Hauptmann ein – und daß er, so wie er losgelaufen war, in Turnhemd, Trainingshose und Pantoffeln, kaum eine gute Figur bei der schwarzhaarigen Schönen machen würde. Außerdem war wohl im Augenblick die Mülltonne wirklich wichtiger.

„Na, wo ist denn nun die Mappe mit dem ominösen Stern?“ fragte Hauptmann Waldner erstaunt, nachdem er mit seiner Taschenlampe vergeblich in die Tonne geleuchtet hatte. Jochen zuckte betrübt die Schulter. „Weg“, sagte er kleinlaut, „als ich von der Telefonzelle wiederkam, war sie nicht mehr da.“

„Ist Ihnen unterwegs jemand begegnet, der aus dem Haus gekommen sein könnte?“ erkundigte sich Waldner.

„Nein, nicht daß ich wüßte“, erwiderte Steinert. „Dann kann die Mappe auch noch hier im Hause sein. Gut, wir werden die Bewohner befragen. Ihnen danke ich jedenfalls erst einmal für Ihren Hinweis.“

Am nächsten Tag, Jochen Steinert wollte gerade zur Spätschicht gehen, hielt ein Funkwagen vor der Haustür. „Kennen Sie Herrn Steinert?“ fragte einer der Volkspolizisten.

„Ja, das bin ich.“

„Wunderbar. Hauptmann Waldner bittet Sie um eine kurze Unterredung.“

Waldner war jedoch nicht in seinem Dienstzimmer, als Jochen an die halb offen stehende Tür klopfte. Es saß aber jemand drinnen, anscheinend ebenfalls ein Besucher. Steinert musterte ihn eingehend, da sich der Hauptmann immer noch nicht sehen ließ. Endlich erschien der, und Jochen machte ihn ärgerlich darauf aufmerksam, daß er schließlich auch zu arbeiten habe.

„Entschuldigen Sie, bitte!“ sagte Waldner. „Dafür kommen Sie jetzt auch zuerst an die Reihe. Dürfte ich Sie für einen Moment ins Nebenzimmer bitten?“

Kaum hatten sie nebenan Platz genommen, fragte der Hauptmann überraschend: „Ist Ihnen an dem Mann in meinem Zimmer etwas aufgefallen? Kommt er Ihnen irgendwie bekannt vor?“

„Nein“, erwiderte Jochen verblüfft. „Was ist mit ihm?“

Waldner lächelte. „Diesem Mann wurde angeblich auf dem Bahnhof eine Kollegmappe gestohlen. Eine Mappe mit einem Türkenstern!“

Wie elektrisiert sprang Steinert auf. „Wenn das nicht eine Finte ist!“ rief er. „Der Mann kommt nur, weil er weiß, daß es Leute gibt, die ihn als Besitzer der Mappe kennen.“

„Das ist schon möglich“, räumte Hauptmann Waldner ein, „deshalb hatte ich Sie ja hergebeten! Andererseits kann ihm natürlich die Tasche wirklich gestohlen worden sein. Schließlich hat er auch in Ihnen keinerlei Erinnerung an den Täter induziert.“

Als Jochen Steinert wieder auf die Straße trat, hielt gerade ein grauer „Wartburg“ an der Bordsteinkante. Eine junge Frau stieg aus: schlank, Madonnengesicht, langes schwarzes Haar. Und unter dem Arm trug sie die Mappe mit dem Türkenstern!

Steinert durchzuckte blitzartig die Erkenntnis: Sie war es! Er hatte sie gesehen, kurz bevor er niedergeschlagen worden war; sie war aufgetaucht, als die Mappe plötzlich wieder verschwand – und nun hatte er sie vor sich, das Beweisstück unter dem Arm.

Mit einem Satz stand Jochen neben ihr, packte sie am Handgelenk, riß sie zu sich herum.

„Kommen Sie!“ stieß er hervor. „Der Hauptmann wird sich freuen.“

In diesem Augenblick wuchtete sich ein Zweizentnermann aus dem Auto. Alles weitere kam

*Fortsetzung auf Seite 70*

# DIE gläserne WAND

Von Siegfried Dietrich

„Jetzt reicht es mir aber!“ Oberleutnant Feige, Flugzeugführer und Besatzungskommandeur einer IL 28, ist „sauer“. Zwei Ingenieurkontrollen an der Maschine, und noch immer gibt es Beanstandungen. „Stellen wir bei der nächsten Kontrolle noch den kleinsten Mangel fest“, fährt er seinen Wart an, „so können Sie etwas erleben!“

Unteroffizier Hans Grosser steht da wie ein begossener Pudel. Da strampelt man sich nun ab, ärgert er sich, schuftet von früh bis spät, aber Oberleutnant Feige versucht nicht einmal, sich in meine Lage zu versetzen. Er muß doch sehen, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen habe.

Schwierigkeiten hat Hans Grosser mehr als genug. Ausgebildet an der MiG 17, kam er von der Schule zu dieser Staffel, wo nur die IL 28 geflogen wird. Er setzte sich hin, büffelte und holte die Prüfung für diesen Typ nach. Doch die Prüfung allein, ohne die notwendige Praxis, macht noch keinen perfekten Flugzeugwart; Hans Grosser ahnte es und übernahm die IL 28 mit ein wenig „Bammel“. Doch daß es so schlimm kommen würde, hätte er nie geglaubt. Er kann sich anstrengen wie er will, der Flugzeugführer oder der Kettentechniker finden bei den Nachkontrollen immer wieder einen versteckten Fehler. Die Folge sind schlechte Noten und harte Worte.

Harte Worte aber verträgt Hans Grosser nicht. Er braucht jemanden, der ihm hilfreich zur Seite steht und ihn ermuntert. Statt dessen erntet er nur Vorwürfe, zum Teil berechtigt, das muß er zugeben, größtenteils aber unberechtigt, seiner Meinung nach. Der Wart ist mißmutig geworden, leidet unter Minderwertigkeitskomplexen und verlor die Lust an der Arbeit. Seinem Flugzeugführer gegenüber verschließt er sich immer mehr. Kaum, daß er das Notwendigste mit ihm spricht. Es hat ja alles keinen Zweck, Oberleutnant Feige wird nie verstehen, wie schwer er es hat. Der fordert nur und denkt gar nicht daran, ihm zu helfen. Und dann hat der Besatzungskommandeur eine Art an sich, die Hans Grosser jedes Vertrauen nimmt. Der Wart hält den Oberleutnant für eingebildet und unzugänglich.

Und jetzt ist die Karre noch mehr verfahren: Seit ein paar Tagen befindet sich die Besatzung auf einem fremden Platz. Unteroffizier Grosser ist nun ganz auf sich allein gestellt. Ihm fehlen die Spezialmechaniker, ihm fehlt sein erfahrener Kettentechniker. Außer Oberleutnant Feige gibt es niemanden, den er um Rat fragen kann, und zu seinem Besatzungskommandeur geht Hans Grosser nur, wenn es unbedingt sein muß.

Verbissen nimmt er sich, nun schon zum drittenmal, den Kontrollplan vor, steigt in die Kanzel der IL 28 und überprüft die Hydraulik. ‚Ich bin bloß gespannt, was Oberleutnant Feige nachher wieder zu beanstanden hat‘, denkt er. ‚Wäre ich bloß bald wieder zu Hause! Aber daraus wird vorläufig nichts. Leider!‘

## Die andere Seite

Während der Wart an der Maschine weiterarbeitet, geht Oberleutnant Feige mit dem Staffelingenieur zum IKP. In ihm steckt noch immer der Ärger. Er darf gar nicht an Grossers Vorgänger denken! Bei dem klappte alles wie am Schnürchen, um nichts brauchte er sich zu kümmern. Und jetzt schiebt man ihm dieses Bürschchen zu, jung und unerfahren, dazu noch an der MiG 17 ausgebildet! Soll er als Besatzungskommandeur etwa Kindermädchen spielen und sich als Wart-Ausbilder betätigen? Das fehlte gerade noch. Er hat andere Aufgaben zu lösen. Grosser hat die Prüfung für die IL 28 bestanden. Folglich muß er mit der Maschine zurechtkommen. Wie er das macht, ist seine Sache.

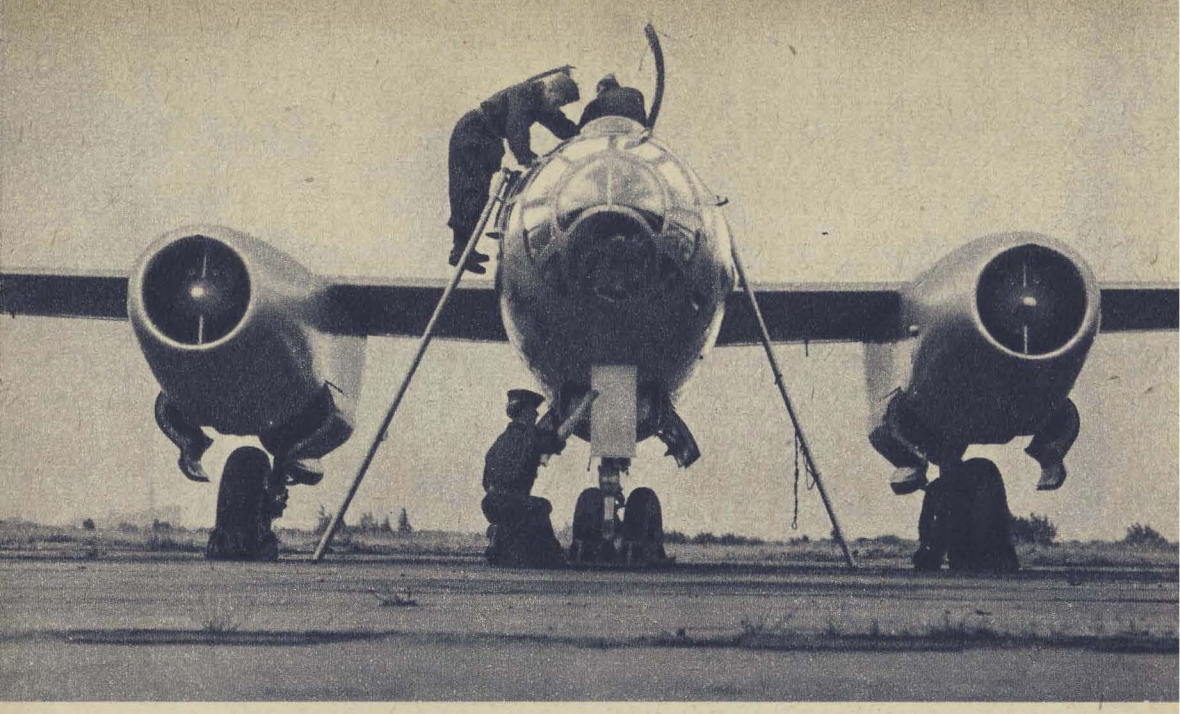
„Was sagen Sie dazu?“ fragt er unterwegs den Staffelingenieur. „Grosser hat doch kürzlich acht Stunden gebraucht, um ein Laufrad auszuwechseln. Mein früherer Wart machte das in 25 Minuten!“

Der Staffelingenieur lenkt ein. „Sie dürfen nicht vergessen, daß der Genosse Grosser erst ein paar Wochen bei Ihnen ist.“

„Ach was“, erwidert Oberleutnant Feige. „Diese Niete soll mehr Interesse zeigen, dann wird es auch gehen. Sie haben es ja gerade erst selbst gesehen: Übersieht doch Grosser glatt ein schadhaftes Ventil. Hat das etwas mit mangelnder Erfahrung zu tun?“

„Vielleicht doch“, meint der Staffelingenieur. „Das Ventil hat noch gearbeitet. Einem Anfänger kann das schon mal passieren. Deshalb sind wir ja da, deshalb sind die strengen Nachkontrollen vorgeschrieben.“

Oberleutnant Feige ist nicht überzeugt. „Und die anderen Nachlässigkeiten?“ fragt er. „Da stimmt mal der Reifendruck nicht, ein andermal über-



sieht Grosser, daß ein Lager schlecht geschmiert ist, und was weiß ich noch alles. Das beweist doch, daß er kein Interesse hat."

Die Rolle, die man ihm da aufgehalst hat, ist dem Flugzeugführer mehr als unbequem. Aber vorläufig bleibt die Besatzung auf diesem Flugplatz, und Oberleutnant Feige ist auf seinen Wart mehr denn je angewiesen. Ihm wird also gar nichts anderes übrigbleiben, er muß den Genossen Grosser anlernen, ob er will oder nicht. Schöne Aussichten!

Zwei Stunden später geht Oberleutnant Feige zusammen mit dem Staffelingenieur abermals zur Maschine.

„Na", fragt er, „ist jetzt alles in Ordnung?"

Hans Grosser erwidert unwirsch: „Ich hoffe es." Der Flugzeugführer ist versucht aufzubrausen. Ich hoffe es, so eine Antwort! Wissen muß man es! Aber er bezwingt sich. Vorhin war er wohl doch ein bißchen zu weit gegangen, er hätte nicht gleich solchen Krach schlagen sollen. So erwidert er:

„Ich hoffe es auch!"

Diesmal ist die IL 28 in Ordnung. Staffelingenieur und Besatzungskommandeur unterschreiben das Journal. Unteroffizier Grosser atmet auf.

### Beide werden nachdenklich

In diesen Wochen, fern der Einheit, ist Oberleutnant Feige der unmittelbare Vorgesetzte des Flugzeugwartes. Er allein entscheidet unter anderem auch über Ausgang, Urlaub und alle sonstigen Dinge, die einem Soldaten erstrebenswert erscheinen.

Da der Wart und die Besatzung hier enger zusammenleben als auf dem heimatlichen Platz, bleibt das nicht ohne Auswirkungen. So entdeckt Hans Grosser an seinem Flugzeugführer plötzlich Eigenschaften, die er ihm vorher nie zugetraut hätte. Kommt er zum Beispiel mit einem Ausgangswunsch zu ihm, den er daheim dem Staffelingenieur vorgetragen hätte, so sagt der Besatzungskommandeur nicht nein. Er bringt es sogar fertig und stellt sich zu ihm an die Maschine, nimmt ihm das Werkzeug aus der Hand und knurrt:

„So wird das gemacht! Wenn Sie so weiterwursteln, stehen Sie heute Abend noch hier!"

Hatte er den Flugzeugführer etwa doch falsch eingeschätzt?

Und auch Oberleutnant Feige gewinnt neue Erkenntnisse. Von Tag zu Tag wird ihm deutlicher, daß Hans Grosser weder stur noch interesselos ist. Der Wart strampelt sich regelrecht ab, zeigt viel guten Willen, kommt aber nicht zum Ziel.

Ich habe Fehler gemacht, beginnt der Flugzeugführer einzusehen. Verwöhnt von Grossers Vorgänger, setzte ich zu hohe Maßstäbe und verlangte Leistungen, die ich gar nicht erwarten konnte. Statt ihm zu helfen, wie er es sicher erwartet, stoße ich ihn vor den Kopf. Ist es da ein Wunder, wenn er mir nicht vertraut?

Das muß anders werden. Es genügt nicht, daß er dem Wart, wie vorgenommen, ein paar technische Kniffe und Kenntnisse beibringt. Sie müssen sich auch menschlich näherkommen. Wohl hat sich das Verhältnis zwischen ihnen in den letzten 14 Tagen gebessert. Der Wart geht jetzt schon mehr aus sich heraus, er zeigt auch wieder Lust zur Arbeit. Doch noch immer hat Oberleutnant

Feige das Gefühl, zwischen ihm und Unteroffizier Grosser stehe eine gläserne Wand, die keiner von ihnen durchdringen kann.

## Der erste Sprung

Wie ist das zu ändern? Bisher kümmerte sich der Flugzeugführer nie darum, was sein Wart nach Dienstschluß trieb. Eines Tages jedoch spricht er ihn an:

„Wir gehen heute Abend ein bißchen bummeln. Kommen Sie mit?"

Hans Grosser ist überrascht. Er kann sich die Einladung nicht erklären, sagt aber zu.

An diesem Abend, im Kreise der Besatzung, spricht sich der Unteroffizier alles vom Herzen: Wie schwer ihm die Umstellung auf die IL 28 fiel, wie er die anderen Warte beneidet, die alle ein gutes Verhältnis zu ihren Flugzeugführern haben, wie ungerecht er sich oft behandelt fühlt. „Weshalb haben Sie mir das nicht früher gesagt?" fragt Oberleutnant Feige. Grossers Antwort bestätigt ihm, was er bereits ahnt.

„Wie konnte ich?" antwortet der Unteroffizier. „Sie waren immer so unnahbar, kehrten stets den Vorgesetzten heraus. Ich glaubte, Ihnen fehlt jedes menschliche Verständnis. Seit wir hier sind, ist das ja schon anders geworden. Aber, na ja", bricht er ab. „Viel Ärger hatten Sie ja mit mir. Aber trotzdem . . ."

„Gut", sagt Oberleutnant Feige. „Wir werden einen Flugzeugwart aus Ihnen machen, an dem es nichts zu tippen gibt."

„An mir soll es bestimmt nicht liegen, Genosse Oberleutnant."

Die gläserne Wand hat ihren ersten Sprung erhalten.

## Pulle rein!

Der Flugzeugführer hält Wort. Schon am nächsten Tag ist er dabei, als der Wart die Triebwerke abbremst.

„Wir wollen doch mal sehen, woran es liegt, daß ich mit Ihren Abbremsdiagrammen nie zufrieden bin", sagt er. „Lassen Sie an!"

Das linke Triebwerk kommt auf Touren. Zelle und Tragflächen vibrieren als wollten sie bersten. Vorsichtig, als bestänen sie aus Glas, betätigt der Wart Gas- und Drosselhebel. Schließlich stockt er.

„Weiter!" brüllt Oberleutnant Feige in das Dröhnen. „Pulle rein!"

Hans Grosser jedoch zögert. Zaghaft, beinahe ängstlich drückt er die Hebel durch. Da beugt sich der Flugzeugführer über ihn, packt selbst die Hebel und drückt sie langsam nach vorne. Dabei beobachtet er aufmerksam die Instrumente.

„So macht man das!" ruft er dem Wart zu. Gestern noch hätte er den Unteroffizier scharf angefahren. Heute aber . . .

„Ich glaubte immer, ich würde die Triebwerke in Klumpen fahren, wenn ich so kräftig rangehe", sagt Hans Grosser, nachdem sie beide wieder ausgestiegen sind.

„Ach was, nur nicht so zaghaft. Sie haben doch keine Streichhölzer vor sich", erwidert der Oberleutnant. Und insgeheim wirft er sich erneut vor, warum er sich nicht schon früher eingehend mit dem Wart befaßt hat.

## Befriedigend reicht nicht

Wenige Tage später kehrt die Besatzung zu ihrem Heimatflugplatz zurück. Oberleutnant Feige ist zwar froh darüber, daß die Beanstandungen an der Arbeit seines Flugzeugwartes in den letzten Tagen abgenommen haben, aber die Note „Befriedigend" bei den Ingenieurkontrollen reicht ihm nicht aus. Warum soll Unteroffizier Grosser nicht auch die Note „Gut" erreichen können wie sein Vorgänger? Der Flugzeugführer berät sich mit Stabsfeldwebel Rostalsky, Hans Grossers Kettentechniker.

„Prüfen wir doch mal den Genossen Grosser", schlägt der Stabsfeldwebel vor. „Dann werden wir ja sehen, wo es bei ihm noch hapert."

Das Ergebnis der Überprüfung ist wenig erfreulich. Unteroffizier Grosser weiß zwar, wo beispielsweise die Förderpumpen der IL 28 sitzen, aber über die komplizierten Zusammenhänge des Pumpensystems kann er kaum etwas sagen. Ähnlich sieht es auf anderen Gebieten aus. Ihm fehlen noch einige theoretische Kenntnisse, vor allem aber praktische Erfahrung.

Was ist zu tun? Zeit für eine besondere Ausbildung ist nicht vorhanden, jedenfalls nicht während der Dienststunden. In der Staffel hat jeder alle Hände voll zu tun. Flugzeugführer und Kettentechniker gehen daher anders vor. Tritt ein Defekt an einem Teil der Maschine auf, mit dem der Wart noch nicht restlos vertraut ist, dann ist künftig einer von ihnen bei der Arbeit zugegen und erläutert dem Wart Funktion und Einzelheiten der betreffenden Anlage. Stabsfeldwebel Rostalsky erklärt sich zusätzlich bereit, dem Unteroffizier in der Freizeit einige Kniffe zu verraten.

Hans Grosser bekommt die Technik der Maschine immer besser in den Griff. Vom Kettentechniker unterstützt, führt er sogar eine schwierige Reparatur in der Brennkammer eines Triebwerkes aus, die gar nicht zu seinen Aufgaben gehört. So kommt der Tag, den er nie vergessen wird: Bei einer Ingenieurkontrolle erhält er das erstemal „Gut". Bei der nächsten Kontrolle gleich nochmal. Und dabei bleibt es.

Der Staffelingenieur spricht dem Wart einen Dank vor der Front aus. Auch Oberleutnant Feige nimmt die bessere Arbeit seines Flugzeugwartes zur Kenntnis. Er tut dem Wart gegenüber jedoch so, als wäre das alles selbstverständlich. Auf ein anerkennendes Wort oder gar ein Lob seines Flugzeugführers wartet Unteroffizier Grosser vergebens. Warum eigentlich?

„Mach dir nichts draus", versucht ihn der Funker zu trösten. „Genosse Feige befürchtet anscheinend, ein voreiliges Lob könnte deinen Eifer schnell wieder erlahmen lassen."

„Von wegen", antwortet Unteroffizier Grosser. „Das Gegenteil werde ich ihm beweisen!"

## Die Wand zerbricht

Die Besatzung Feige kehrt von einem Flug zurück. Ruhig schwebt die IL 28 ein und setzt auf. Der Flugzeugführer betätigt die Bremsen, doch die Maschine verringert nicht die rasende Fahrt. In Sekundenschnelle reißt Oberleutnant Feige den Notbremshebel herum. Die Besatzung wird gegen die Gurte gedrückt. Doch nach wenigen bangen Augenblicken steht das Flugzeug.

„Ich nehme an, der Bremsschlauch ist gerissen", sagt der Flugzeugführer dem Wart. „Bringen Sie das schnell in Ordnung! Die Maschine wird gebraucht."

Hans Grosser überprüft den Bremsschlauch. Der hält dem Druck der Preßluft stand. Folglich muß der Fehler woanders liegen. Aber wo? Die Bremsanlage eines Flugzeuges ist äußerst kompliziert. An ihr kann es Dutzende von Fehlerquellen geben. Dem Wart scheint es zunächst unmöglich, in der kurzen Zeit die gesamte Anlage durchzusehen.

Der Unteroffizier will den Kettentechniker zu Hilfe holen, doch der hat im Augenblick selbst dringend zu tun. Mehr als ein paar Hinweise kann er nicht geben.

Systematisch vorgehen, sagt sich der Wart, so wie es ihm Oberleutnant Feige und der Kettentechniker gelehrt hatten.

Hans Grosser setzt sich ins Gras und ruft sich alles in Erinnerung, was er über Fahrwerk und Bremsaggregate gelernt hat. Dabei kristallisieren sich einige Schwerpunkte heraus, denen er sich zuerst zuwendet.

Zunächst scheint es jedoch, als habe er keinen Erfolg. Aber Hans Grosser läßt sich nicht entmutigen. Jetzt, wo er das Vertrauen des Flugzeugführers und des Kettentechnikers errungen hat, will er sich keine Blöße mehr geben. Die Maschine muß rechtzeitig einsatzbereit sein!

Im Kampf gegen die Uhr geht Hans Grosser ein Aggregat nach dem anderen durch. Buchstäblich in der letzten Viertelstunde vor dem letztmöglichen Termin findet er den Fehler. Der Hydraulikakku ist defekt. Mit wenigen Handgriffen ist er ausgewechselt.

Der Wart läuft zu Stabsfeldwebel Rostalsky und meldet: „Das Bremsaggregat arbeitet wieder!"

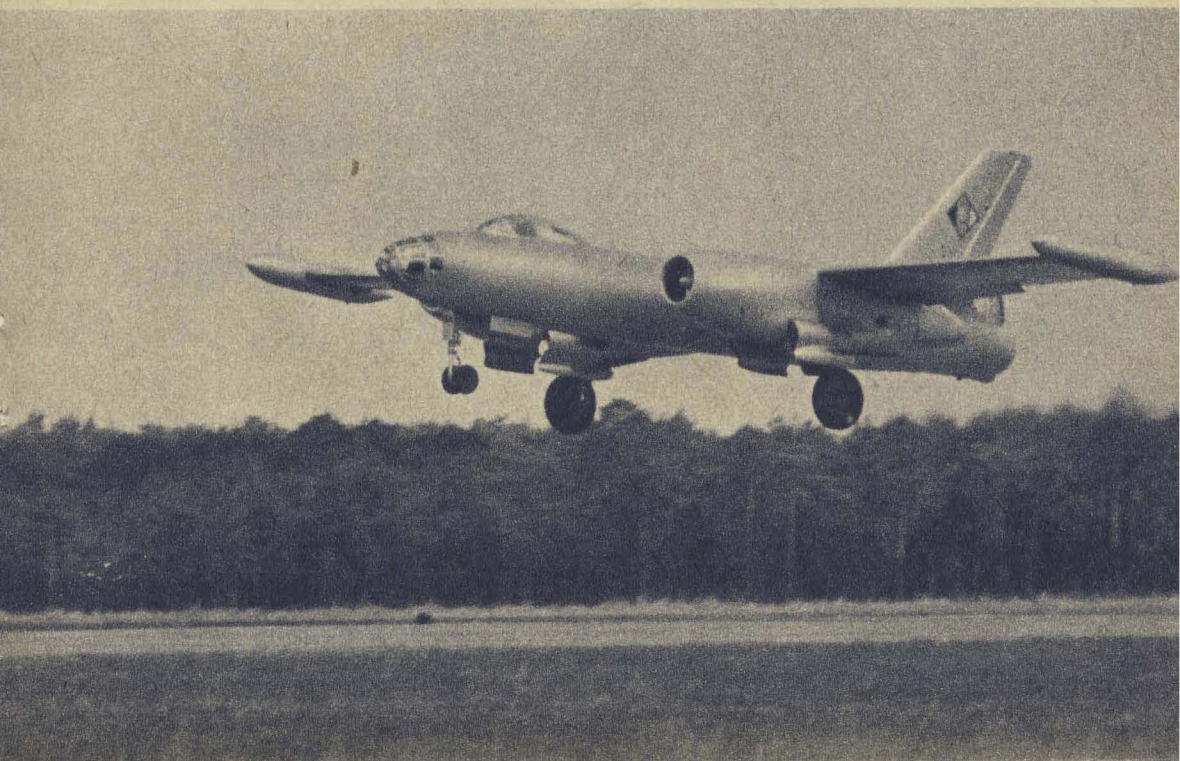
„Wirklich?" Der Kettentechniker ist freudig überrascht. Er überprüft die Maschine diesmal besonders sorgfältig. Jedoch findet er nichts, was zu beanstanden wäre.

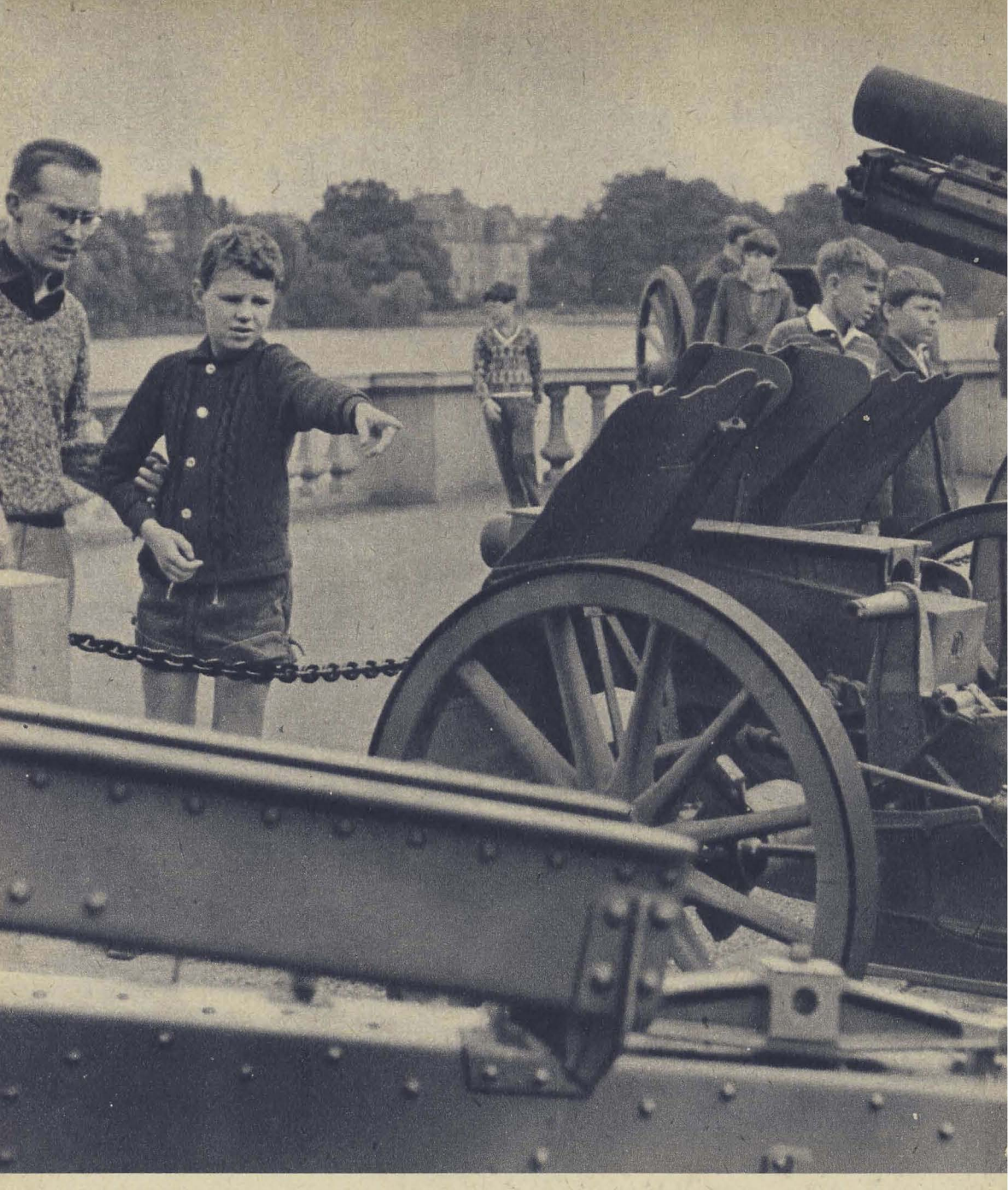
Der Besatzungskommandeur kommt dazu. Hans Grosser meldet auch ihm die Einsatzbereitschaft der Maschine.

Da glaubt der Wart nicht richtig zu sehen. Der Oberleutnant streckt ihm die Hand entgegen: „Meine Anerkennung, Genosse Grosser! Das haben Sie ausgezeichnet gemacht. Ich danke Ihnen im Namen der Besatzung!"

Unteroffizier Grosser errötet vor Freude. Wie lange mußte er auf dieses erste Lob seines Flugzeugführers warten, wie hart mußte er darum ringen! In dieser Sekunde spürt er zum erstenmal die Schulter des anderen neben sich. Die gläserne Wand zwischen ihm und dem Flugzeugführer ist restlos zerbrochen.

Die Maschine rollt zum Start, schießt über die Betonpiste, hebt ab und gewinnt an Höhe. Hans Grosser blickt ihr nach, bis sie in der Ferne verschwindet. Geschafft, denkt er glücklich. Und er legt sich, während er zur Unterkunft zurückgeht, die Frage vor, ob es vielleicht nicht doch gut war, daß es ihm Oberleutnant Feige anfangs so schwer gemacht hatte.





# DDR

## UNSER VATERLAND

Wanderer, der du vor fünf Jahren nach Potsdam kamst und nach dem Armeemuseum fragtest – der Potsdamer „Postkutscher" hat dir geantwortet: „Armeemuseum? Armeemuseum ... ach ja, im Marmorpalais sind die. Wenn Sie aus dem Cecilienhof kommen, dann halten Sie sich mal nur 200 Meter nach links."

Langst sind „die" kein Besuchsanhängsel der Nationalen Gedenkstätte Cecilienhof mehr. 1961 erst wurde das Armeemuseum gegründet – und am 4. August dieses Jahres schon konnte der 500 000. Besucher begrüßt werden. Seine 13 Jahre aber waren keine Überraschung.

In der Vorhalle hatten wir zwei Mädchen gesehen, die sich mit Zeigefinger an den vielen fremdsprachigen Widmungen im Gästebuch versuchten. Am meisten hatten ihnen die Uniformen gefallen. Die Jungen ihrer Gruppe waren indes noch immer nicht fortzukriegen von den Waffen und Modellen, von den naturgetreuen Geräten und der mit Zinnfiguren nachgebildeten Schlacht bei Großbeeren.

„Klasse! Klasse gemacht, da gibt's nichts!" – „Wer sind denn aber die Guten und die Bösen?" – „Dort die Weißen – das sind die Faschisten." – „Hast ja keine Ahnung. Faschisten gab es damals noch gar nicht. Das sind die Franzosen, die haben damals Deutschland unterdrückt."

Wie ein Fels in der Brandung ein Reservist aus Burg. „Daß wir die Armee schufen – mir ist's, als war's erst gestern. Doch hier siehst du's – es ist schon Geschichte. Ich komme jedes Jahr hier vorbei. Es gibt immer wieder was Neues zu sehen, für das man sich erwärmen kann."

Dabei könnte man das Armeemuseum mit einem Eisberg vergleichen, denn das meiste bleibt ihm verborgen. Etwas abseits vom Marmorpalais liegt, mit Säulen und als „Ruine" gebaut, das frühere Küchengebäude. Heute ist es eine Vorratskammer anderer Art. Mit Säbeln für eine ganze Schwadron. „Dem scheidenden Leutnant Hedemann – das Offizierskorps des II. Seebataillons und der Marinefeldbatterie, China 1900/01", ist auf einer Säbelscheide eingraviert. Ein westdeutscher Ehrendolch mit der Widmung: „Dem scheidenden Leutnant Hedemann, Vietnam 1966" ist n o c h nicht vorhanden.

Auf langen Regalen nebenan Hunderte Schußwaffen aus vielen Jahrhunderten. Eine Radschloßreiterpistole aus dem Jahre 1590 mißt 77 Zentimeter. „Geschwitzt haben sie also früher schon!" – „Aber aus 10 Meter Entfernung nicht mal ein Scheunentor getroffen", ergänzt Dr. Lachmann. Da er der „AR" den „Anno Tobak" liefert, wird er es wohl wissen.

„Ein Museum muß viel mehr besitzen, als es zeigt. Als wir 1960 anfingen, hatten wir eigentlich nichts – keine klaren Vorstellungen von einem sozialistischen Armeemuseum und auch keine Exponate." Das „älteste Stück Inventar" nennt er sich deshalb selbst.

Einen Kellerraum weiter entsteht nach Fotos ein Zeppelin aus Holz und Pappe. Das Modell ist für ein Panorama zum ersten Weltkrieg bestimmt. „Anfangs", sagt der Geschichtsdoktor, „hatten wir kein Museum, sondern eine illustrierte Wandzeitung. In einem Museum aber will man nicht lesen, sondern schauen. Jetzt wird schon der letzte Teil neu gestaltet."

Der „Eisberg" reicht bis zum anderen Ende der Stadt. In einem neuerrichteten Magazin auf Eis gelegt sind hier eine Katjuscha und Torpedos, Glocken, Geschütze und eine ... doch das sollen wir nicht verraten. Darunter auch ein Kettenkrad der Wehrmacht, das in einem Forstbetrieb aufgespürt wurde. Eigenartig und interessant dieses Dreiradgefährt. Doch wozu die Waffen der Wehrmacht in einem Museum der vor allem fortschrittlichen militärischen Traditionen? „Nehmen Sie nur den Volkswagen-Kübel", sagt Dr. Lachmann. „Seine Finanzierung durch Spargroschen sagt doch viel aus über die militaristische Kriegführung. Es war übrigens der Hauptgesichtspunkt der Neugestaltung, die Traditionen unserer Armee in den historischen Zusammenhängen zu zeigen. Die Verdienste des Nationalkomitees ‚Freies Deutschland' zum Beispiel werden doch nur deutlich, wenn man es nicht in der Luft hängen läßt, sondern die Zeit und auch die Gegenspieler zeigt."

Aber wer zählt alles militärische Gerät und wer baut die vielen Magazine dafür? Die schon heute gute Zusammenarbeit mit den Armeemuseen in Moskau, Prag, Warschau und Budapest wird die Lösung bringen. Diskutiert werden Spezialisierungspläne, nach denen jedes Museum eine Entwicklungsreihe, etwa Panzer, komplett sammelt, im übrigen aber nur die Eckmodelle.

Komplett aber kann in den kleinen Magazinen an den Seiten der großen Halle alles als Modell stehen. Die Chemie hat auch hier Einzug gehalten. Plastikbeutel schützen Schiffs- und Flugzeugmodelle, und gerade ist zum Schutz vor dem Zahn der Zeit und der Motten der Uniformfundus konserviert worden. In einem Regal auch ein KZ-Kittel. Wann hat es das in einem deutschen Armeemuseum schon einmal gegeben?

Ein anderes Ehrenkleid wird hier nicht lange hängen, sondern rasch in die Ausstellung kommen. Jüngst waren Dreiviertel der noch lebenden deutschen Spanienkämpfer um Erinnerungen und Erinnerungsstücke gebeten worden. Dabei war man einer Uniform des Thälmann-Bataillons auf die Spur gekommen. Ein französischer Genosse besaß sie noch. Schweren, aber frohen Herzens brachte er sie aus Paris als Geschenk mit. Auch ein Beweis, daß unser Museum nichts mit der Verherrlichung der Traditionen jenes anderen 4. August (vor 52 Jahren) gemein hat, als der Reichstag die Kriegskredite bewilligte.

Wir hatten mehr gesehen als unser Reservist aus Burg, viel Fleiß und Sorgfalt, wissenschaftliche, künstlerische und organisatorische Kleinarbeit. Und viele interessante Exponate. „Wird sie irgendwann auch der Reservist aus Burg sehen können, Genosse Lachmann?" Darauf lächelt man. „Vielleicht ..... Nicht im Marmorpalais, denn anbauen können wir nicht, aber vielleicht in einer anderen, größeren Stadt. Dann kann endlich auch die Zeit zwischen 1525 und 1813 zu Worte kommen."

Da man bereits an den Themen arbeitet, ist's wohl ein Vielleicht mit Ausrufezeichen. -th

N. SHDANOW

# „VOR KRONSTADT"

„Erschieße mich!" sagte Torbin mit dumpfer Stimme, als die ans Ufer brandende Welle wieder zurückflutete und das Getöse der Wasser abflaute.

Kulitschenko saß reglos da, den Rücken gegen die felsige Scholle gelehnt, die sie beide vor Einsicht vom Ufer her schützte. Das bläulich-graue schmale Gesicht des Stabsfeldwebels schien leblos, unter seinem Käppi lugten glatte Haarsträhnen vor, und der nasse Umhang blähte sich im Wind.

„Erschieß' mich!" bettelte Torbin wieder, doch im Ton seiner Bitte lag so etwas wie Verachtung über den Kleinmut des Kameraden. Mühsam wandte er den Blick zum Meer. Braun, von schwarzen Streifen des Wellengekräusels zerschnitten, brandete es ans Ufer. Fern im blauen Dunkel der Meerenge erkannte das geübte Auge des Matrosen die gedrungenen, gedruckten Linien der Forts und weiter hinten, über ihnen, die weite Kuppel der Kathedrale von Kronstadt. Kronstadt!

Schmerzen im verwundeten Bein, in der verletzten Hand und im Hals zwangen Torbin, die Zähne zusammenzubeißen, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Kulitschenko saß reglos und schweigend da wie zuvor. Torbin war ärgerlich und fast wütend. Ihm schien, wenn Kulitschenko den unsinnigen, hoffnungslosen Gedanken aufgab, ihn, Torbin, mitzuschleppen und ihn erschösse, dann wäre alles einfacher. Erstens würde dieser unerträgliche Schmerz in seinem Körper, der nun doch zu nichts mehr nütze war, aufhören, und zugleich fände das wachsam-unruhige Warten ein Ende, das Warten auf den Moment, da sie der Feind bemerkt. Er konnte ja nicht einmal die Hand heben, um wenigstens noch einen Faschisten zu töten. Und um Gotteswillen nicht in Gefangenschaft! Aber offenbar konnte dieser kleine Stabsfeldwebel nicht mit jener rauhen Entschlossenheit handeln, derer es in diesem Falle bedurfte. Tja, auf Rakitnitzki oder Kostschur wäre wenigstens Verlaß gewesen, aber dieser hier, der kriegte natürlich die Hand nicht hoch zu so was. Der denkt vielleicht: ‚Wie soll ich denn meinen Kameraden erschießen? Das sieht ja die Dienstvorschrift gar nicht vor . . .!' Wenn es die Sache aber verlangt? Wenn nun kein anderer Ausweg blieb? Wäre es etwa besser, wenn sie alle beide stürben? Der Stabsfeldwebel wollte offenbar edelmütig sein, aber was weiter, wenn sie dieses Edelmuts wegen in der Folterkammer der Faschisten schmachten müßten? Und im Stab hätte man ohne sie beide auch nichts Neues über die Lage der deutschen Uferbefestigungen erfahren.

„Bist ein Schuft!" schimpfte Torbin und schloß im Vorgefühl einer neuen Schmerzwelle die Augen.

‚Vielleicht bin ich zu nervös', grübelte er dann weiter, als der Schmerz wieder etwas dumpfer wurde. ‚Na schön, ich soll wohl lieber hier und heute sterben. Und der Auftrag? Wird es dieser Kulitschenko schaffen und allein hier herausfinden? Er ist nahezu ein Neuling in der Einheit. Der war auch bei Hanko nicht dabeigewesen. Und wer da nicht mitgemacht und bis an die Gurgel im Wasser der Schären gesessen hatte bei Minenwerferbeschuß, wer an dem „Schachzug" gegen Mannerheim nicht beteiligt gewesen war, der konnte niemals ganz erfahren haben, was erbarmungslose Matrosenfreundschaft bedeutet. Überhaupt, was war dieser Kulitschenko schon für ein Seemann? Kaum ein halbes Jahr war er zur See gefahren, noch vor dem Krieg, und – lächerlich genug! – bloß auf 'nem Kutter von Krakow bis Rambow . . .[1] Zu den Aufklärern war er gewiß nur deshalb geraten, weil er das hiesige Ufer gut kennt . . .

Wie als Antwort auf Torbins Gedanken seufzte Kulitschenko und sank noch mehr in sich zusammen, als versuchte er, sich zu erwärmen.

‚Aha, seine Seele jammert, kann wohl nicht zu Kräften kommen', dachte Torbin wieder, als er hinübersah zu der unscheinbaren Gestalt des Kameraden.

„Bist feige, wie ich sehe", warf er nun schon mit unverhohlener Verachtung hin.

[1] In der Seemannssprache der Baltischen Flotte Bezeichnung für Kronstadt und Oranienbaum — d. Verf.

Illustration: Rudolf Grapentin

Kulitschenko sah ihn mit einem langen Blick an und schwieg dann weiter. Plötzlich mußte Torbin mit einem brennenden Schamgefühl daran denken, wie dieser kleine Kulitschenko ihn vor einigen Stunden mitten in der Nacht durch das Granatwerferfeuer geschleppt hatte, um im Schutze der Dunkelheit hier, in den Riffen des felsigen Ufers, Unterschlupf für sie beide zu finden. Eigentlich waren sie nur wegen Torbin in diese mißliche Lage geraten. Kulitschenko hatte gemeint, es sei unsinnig, jetzt so nahe an die Munitionslager heranzugehen; das war ihnen gar nicht befohlen worden, und sie hatten ja auch keinen Sprengstoff bei sich und nichts zum Anzünden, also mußten sie am besten erst mal weiter weg gehen. Doch er, Torbin, hatte vermutet, sein Kamerad habe nur Angst; darum wollte er die Zugänge zu den Lagerstätten näher inspizieren, um sie dann, wenn der Befehl dazu käme, zu sprengen.

Als sie bereits auf das Munitionslager zugekrochen waren, fühlte er unter seinem Knie einen flachen kleinen Gegenstand, einer Schuhkremdose ähnlich. Während der im selben Moment erdröhnenden Detonation begriff er, daß er auf eine Infanterie-Mine geraten war. Gleich darauf begannen deutsche Minenwerfer von irgendwoher in Richtung der Explosionsstelle zu feuern. Aber der kleine Stabsfeldwebel zerrte ihn bereits geschickt zur Seite, ihn, der betäubt und vor unerträglichen Schmerzen schweißnaß war. Offenbar hatte er ihn dann noch irgendwo verbunden, denn Torbin fühlte, daß seine Knien, der Hals und die Handgelenke jetzt von einer Binde und mit einem Fetzen schwarzen Stoffes, wahrscheinlich war es das Futter seiner Matrosenjacke, sorgsam umwunden waren.

Torbin blickte wieder zu seinem Kameraden hinüber. Dessen Gesicht war grau vor Erschöpfung und Hunger. Aber seltsamerweise fühlte Torbin keine Dankbarkeit für diesen Mann. Warum hatte er ihn auch mitgeschleift? Welches Recht hat dieser grüne Junge, zu glauben, er, Torbin, wisse nicht, was er redet! Für Torbin stand seit eh und je fest: Wenn er einmal im Hinterland des Feindes schwer verwundet würde, dann blieb nichts anderes, als sich zu erschießen oder die Kameraden zu bitten, es für ihn zu tun.

‚Also muß ich's selber probieren', dachte Torbin. Seine Gedanken arbeiteten so angestrengt, daß ihm die Augen brannten. Er wußte, daß er es mit der Pistole nicht schaffen würde, aber noch waren ja Handgranaten da. Zwei hingen stets an seinem Gürtel.

Den ganzen Körper zur Sehne gespannt, vor Schmerz fast aufschreiend, wandte er dem Stabsfeldwebel den Rücken zu, um unbemerkt den Zünder aus dem Patronengurt zu ziehen, den er stets als Zeichen von lässiger Eleganz, seemännischer Verwegenheit und zwecks größerer militärischer Bequemlichkeit beim Gefecht quer über die Brust trug. Nach fast fünf Minuten gelang es ihm, den Zünder einzusetzen, aber er war so ermattet, daß er vor Schmerz und Schwäche ohnmächtig wurde.

Als er zu sich kam, bemerkte er, daß Kulitschenko in seine neben sich liegende Matrosenmütze sachlich und konzentriert aus den Taschenecken winzige feuchte Machorkakrümel schüttelte. ‚Er merkt es nicht', dachte Torbin erleichtert. Heftiges Verlangen nach einem Zug kräftigen Machorkarauchs stieg plötzlich in ihm auf. Vielleicht sehnte er sich nach allen irdischen Freuden, die er nun für immer lassen mußte. Er betrachtete die Handgranate und war zufrieden. Nun brauchte er nur noch hinter den großen Findling zu kriechen, um den Stabsfeldwebel nicht zu verletzen.

Er malte sich aus, wie Kulitschenko staunen würde, wenn er die Detonation hören und erkennen würde, daß er, Torbin, ihn so sang- und klanglos auf Matrosenart von der Sorge um sich befreit hatte. Zuerst würde es ihm unangenehm sein, aber bald mußte er begreifen, daß es niemanden mehr zu retten gab, und er sich auf seine Aufgabe konzentrieren konnte, also sich in Sicherheit zu bringen und die in Erfahrung gebrachten Angaben zu übergeben. Alles war ja so einfach. ‚So und so', wird er dem Oberleutnant mitteilen, ‚Auftrag erfüllt. Lege Angaben des Spähtrupps in schriftlichem Schema bei. Führer des Spähtrupps, Hauptfeldwebel Torbin, der schwer verwundet wurde, hat sich in die Luft gesprengt, weil er nicht zur Last fallen und nicht bei der Durchführung des Auftrags hinderlich sein wollte.'

„Wo willst du hin?" fragte Kulitschenko, als er bemerkte, daß sich der Verwundete regte und davonkriechen wollte.

„Ich will hinter den Findling da . . . In 'ner heiklen Angelegenheit." So rasch er nur konnte, robbte er auf den großen Stein zu und drückte

mit einem Ruck, an nichts anderes mehr denkend, die Granate mit dem Ellenbogen gegen die kleinen feuchten Steine, beugte sich über sie hin und zerrte mit den Zähnen am Sicherheitssplint. Den Ruck, mit dem Kulitschenko die Granate unter Torbins Kopf hervorzog, empfand jener anfangs als Detonationswelle, weil sein ganzes Sein in diesem Augenblick die Explosion erwartet hatte. Als er jedoch das von Mißbilligung und – was noch weitaus schlimmer war – unverhohlener Verachtung entstellte Gesicht Kulitschenkos vor sich sah, rappelte sich Torbin verwirrt hoch und setzte sich hin. Jetzt hatte er das Gefühl, als habe er etwas Schändliches tun wollen und sei in flagranti ertappt worden. Unbegreiflich, woher dieses Gefühl jetzt kommen mochte. Er hatte doch alles im voraus gut durchdacht. Seiner Meinung nach wurde die Tat geradezu diktiert von der Furchtlosigkeit eines Matrosen, von der Todesverachtung, ohne die ein Kundschafter lieber die Finger lassen sollte von seinem schweren Dienst; und für ihn stand der Auftrag über allem anderen; das Leben und alle möglichen Sentiments kamen erst später an die Reihe. Und nun auf einmal dieses seltsame Schuldgefühl . . .

„Was hast du dir denn dabei gedacht? Wolltest wohl Krach machen und die Faschisten herbeirufen?“ fuhr ihn Stabsfeldwebel Kulitschenko böse an. „Du denkst immer bloß an dich!“

Er verstummte plötzlich und sprach dann bis zum Abend kein einziges Wort mehr mit ihm.

Es begann zu regnen. Der feuchte Gewitterhimmel senkte sich bis dicht übers Meer hernieder. Aber der Wind legte sich bald, und bevor sie die Ufersteine zu erreichen vermochten, schlugen die Wellen träge an das vorstehende Ufer.

Den ganzen Tag über hatten die beiden Matrosen dagesessen, zwischen den Steinen versteckt und in schmollendes Schweigen gehüllt. Nur einmal, als ein kleiner deutscher Kutter ganz in ihrer Nähe vorbei gekommen war und sich, nachdem er gewendet hatte, dem Ufer noch mehr näherte, hatte Kulitschenko Torbin mit einem langen, gleichsam abwägenden Blick angesehen und ihm mit der Hand gewinkt, damit dieser seinen hinter den Steinen hervorlugenden Kopf verberge. Sie wurden aber vom Kutter aus nicht bemerkt. Später waren über ihnen feindliche Soldaten im Laufschritt am Ufer entlanggeeilt, ab und an nach dem flachen, tiefliegenden Kronstädter Ufer hinüberschielend, als fürchteten sie, man könnte sie dort drüben bemerken und das Feuer eröffnen.

Gegen Abend kam dann ein Motorradfahrer direkt auf sie zu. Er stieg ab, tappte zwischen Steinen umher, verrichtete seine Notdurft und fuhr eilig davon. Die Geschützbatterien schwiegen beiderseits, das lag wohl an der schlechten Sicht um diese Zeit.

Torbin lag auf der Erde, er litt schrecklich vor Schmerzen und Kälte. Dann und wann blickte er hinauf zu den lautlos über ihn hineilenden schmutziggrauen Wolken. Bald ließ der Schmerz nach, bald verstärkte er sich derart, daß er mit den Zähnen knirschte. Torbin harrte des Einbruchs der Dunkelheit, und erbost dachte er daran, daß der kleine Stabsfeldwebel ihn wieder über das Ufergeröll schleifen würde, immer dicht am Wasser entlang, und daß sie vor den Grabenlinien, wo die deutschen Posten dicht bei dicht stehen und wo man sehr behende robben und dann im ausgetrockneten Bett eines Baches bis zur ersten Patrouille der roten Flotte laufen mußte, „einbrechen“ würden.

Als es dunkelte, trat Kulitschenko auf ihn zu und sagte leise, aber deutlich:

„Du warst der Spähtruppführer; jetzt aber übernehme ich das Kommando. Ich hab' für dich nur einen Befehl: Bleib hier liegen! Eine Handgranate vertraue ich dir auch an. Da, nimm schon! Der Zünder ist eingesetzt. Sollten sich die Faschisten nähern, dann kannst du abziehen, im anderen Falle aber bringe mir die Matrosenstandhaftigkeit nicht in Unehren! Verstanden?“

Torbin hörte, wie das Ufergeröll unter dem Tritt des davongehenden Stabsfeldwebels knirschte. Er betastete die rauhe stählerne Oberfläche der Handgranate und biß sich auf die Oberlippe, bis es ihn schmerzte. Der Gedanke, daß der kleine Stabsfeldwebel ihn jetzt ganz einfach verachtete, sengte ihn wie die Berührung heißen, eben erst gehärteten Eisens. Offensichtlich hatte Kulitschenko beschlossen, allein zu den eigenen Linien vorzustoßen, um die ermittelten Angaben hinzubringen, auf die man wartete.

Torbin litt unter der Einsamkeit, aber der Gedanke an den Tod kam ihm nicht mehr.

●

In der Nacht legte ein Boot am Ufer an. In seinem schweren, schmerzensreichen Halbschlaf fühlte Torbin dumpfe Granateinschläge in der Nähe, er hörte das Klatschen der niederschlagenden Fontänen auf das von den Geschossen aufgewühlte Wasser und die Laute verhaltener Kommandostimmen, die ihm seltsam bekannt vorkamen. Dann plätscherte eine Bugwelle ganz in seiner Nähe, dicht neben seinem Kopf vernahm er die Stöße des Wassers an der Bordwand des Bootes . . .

Als Torbin die Augen öffnete, war es schon fast hell. Er lag auf dem Boden eines motorisierten Ruderbootes, und zu seiner Linken sah er eine uralte Granitmauer vorbeiziehen. Er erblickte herbstlich gefärbte Ahornbäume vor einem Holzhäuschen und erkannte Kronstadt. Dann wurden die Deiche mit den hoch über ihnen aufragenden Schnäbeln der großen Hebekräne sichtbar. Ein Minensuchboot lud Kohle vor einer wohlgeordneten Reihe alter und neuer Kanonenboote. Am Pier schwankten Kutter und Schiffe. Die Silhouetten der Häuser drängten sich aneinander, die Granitmauern der Anlegestellen und Docks.

Torbin erkannte Eisen, Stein und Wasser des geliebten Heimathafens. Er rappelte sich hoch, stemmte den Ellbogen auf und glupschte mit weit offenen Augen um sich her.

„Ist zu sich gekommen, wie?“ sagte ein Torbin unbekannter Matrose, ohne von seinem Ruder abzulassen.

Vom Bug her näherte sich ein kleiner, in eine Zeltbahn gehüllter Matrose und beugte sich über ihn.

„Na, zu leben ist's wohl doch leichter?“ vernahm er nun eine aufmunternde Stimme und sah über sich das lächelnde Gesicht Kulitschenkos.

*Aus dem Russischen von Sigrid Fischer*

# Ein Tag in Prag

Von Helmut Stöhr

Bei der Rast
sagt Wladimir:
„Morgen Prag!
Ich zeigen Dir!"
Heide findet das
sehr pfundig,
Wladi ist
des Ortes kundig,
und so trifft sich
denn das Pärchen.
(Nein, das Trio!
Paar + Bärchen!)

**PERSONEN:**

Heide – Tänzerin beim EWE

Wladimir – Soldat
der Tschechoslowakischen Volksarmee,
der dem EWE als Fahrer zugeteilt war

Brummel – das Berliner Wappentier

## Ein Tag

## in Prag

Groß sieht man
den Hradschin liegen,
schön auch sind
die alten Stiegen.
(Prima ist so'n
Prager Bummel,
meint der kleine
Wappen-Brummel!)

Dankbar gibt
das EWE
eine
Sonder-Matine
(Partner ist
der Bär vom
Na, da muß
die Sache klap

„Goldnes Gäßchen"
wie im Märchen!
Das ist was
für unser Bärchen!
(Ausgedörrt
vom vielen Laufen,
darf er aus
der Rinne saufen.)

„Wasser nix!"
sagt Wladimir.
„Goldnes Praha –
goldnes Bier!"
(Brummel ruft:
„Das ist ein Tag!
Hoch Berlin!
Es lebe Prag!")

Die Apostelуhr
zeigt dann
streng die
Abschiedsstunde an.
Heide muß jetzt
ins Quartier.
(Bärchen bleibt
bei Wladimir).

# Cocktail

## Bonn-Bonn's

*„Mensch, da hat doch einer wirklich den Hassel gefragt, wieviel Korruptionsfälle es in seinem Ministerium gibt!" — „Und was hat er gesagt?" — „Es wäre eine gute Handvoll!" — „Damit dürfte eigentlich das Maß voll sein!" — „Fragt sich — wieweit?!" — „Na — randvoll!"*

*„Tünnes, in Köln wurde bei einer Kundgebung mit Franz Josef Strauß ein Student wegen eines Zwischenrufes von einem CDU-Saalordner geohrfeigt. Gerade, als Strauß Wahlversprechungen machte, bekam der Student die Backpfeife!" — „Warum gerade da?" — „Wahrscheinlich als Abschlag!"*

*„Tünnes, der Bundestagsabgeordnete Müller-Herrmann kündigte in Bonn eine weitere Erhöhung der Bundesbahntarife an!" — „Kann ich mir denken. Und wie vertrat er sie?" — „Na — breitspurig!"*

Zeichnung: Arndt

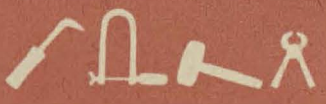
*„Du, in der letzten Fernsehsendung mit dem Bonner Staatssekretär Schäfer wurde sogar ein ‚erschreckender Mangel an Informiertheit' der westdeutschen Bevölkerung zugegeben!" — „Das gleichen Hassel und Erhard wieder aus!" — „Was denn, durch Aufklärung?" — „Nö, durch Uniformiertheit!"*

*„Du, ‚Quick' meldet, bei USA-Präsident Johnson sah man neulich einen Anzug mit auffallend breiten Streifen!" — „Ich weiß, leider trug er ihn auf einer Party!" — „Wo sollte er ihn sonst tragen?" — „Im Zuchthaus!"*

*(CSSR)*

## Verbrechen in der Mädchenschule

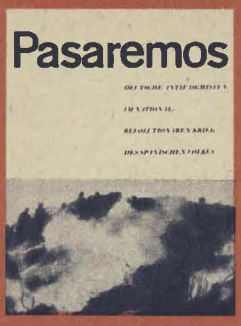
Detektivleutnant Boruvka zeichnet sich weder durch weltmännische Überlegenheit noch durch Genie aus. Er ist ein Held mit allen Fehlern und Schwächen eines normalen Menschen. Womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß der neue Film aus der ČSSR „Verbrechen in der Mädchenschule" kein echter „Krimi" ist. Im Gegenteil. Hier gibt es sogar Spannung mal drei, denn dieser Streifen vereint drei Kriminalerzählungen des tschechoslowakischen Schriftstellers Josef Skorecky, die von drei verschiedenen Regisseuren ins Filmische übertragen wurden, und uns obenerwähnten Detektiv Boruvka — gleichzeitig als roten Faden der Handlung — in voller Aktion präsentieren. Und was er für Fälle zu lösen hatte! Da gilt es zu ermitteln, wer den Vordermann einer vierköpfigen Seilschaft in den Prachover Bergen erdolcht hat. Zeitlich und technisch kann es wohl niemand der übrigen drei gewesen sein. Wer aber beging das furchtbare Verbrechen? Noch aussichtsloser scheint die Aufklärung des nächsten Falles: Mord in der Odeon-Nachtbar. Das Käptn-Girl wurde in einer von innen verschlossenen Duschkabine erschossen. Ein Fenster aber gibt es hier nicht . . .
Und die scheinbar leichte Lösung eines Falles in der Schule von Boruvkas Tochter, eben des „Verbrechens in der Mädchenschule", erweist sich als sehr trügerisch.
Denn des Rätsels Lösung hält schließlich auch noch eine besondere Überraschung für den „Vater" Boruvka bereit . . . *J*



## Der elektronische Drehkondensator

Für die Abstimmung der HF-Schwingkreise eines Empfängers benutzt man üblicherweise den Drehkondensator. Heute zeichnet sich bereits eine elegantere Methode ab: die Abstimmung durch Kapazitätsdioden.
Die Kapazitätsdiode ist eine kleine Silizium-Flächendiode, bei der die Größe der angelegten Sperrspannung die Breite der Sperrschicht bestimmt. Faßt man die n- und die p-leitende Zone als Kondensatorplatten auf, und die Sperrschicht als das Dielektrikum dazwischen, dann kann man durch Verändern der Sperrspannung die Diodenkapazität variieren. Bei der Kapazitätsdiode OA 910 ändert sich die Diodenkapazität von 15 pF auf 50 pF, wenn man die Sperrspannung von 20 V auf 1 V verringert. Damit läßt sich zwar der Mittelwellenbereich nicht abstimmen, aber für KW- und UKW-Bereiche ist diese Kapazitätsvaria-

DMV Berlin 1966, 339 S., 23,– MDN




## „Pasaremos"

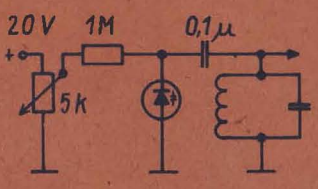
*Deutsche Antifaschisten im nationalrevolutionären Krieg des spanischen Volkes; Bilder – Dokumente – Erinnerungen;*

Erwähnt man Publikationen des Militärverlags, muß man an seine Bildbände denken. Spricht man über diese Bände, verdient dieser unbestritten, mit bei den hervorragenden genannt zu werden. Was kennen wir von Spanien der Jahre 1935 bis 1939, bis 1966? Gedenkartikel und Reden, wissenschaftliche Darstellungen haben unser Wissen aufgefrischt, unsere Kenntnisse sind mehr als pauschal. 30 Jahre sind vergangen seit dem Sieg der Volksfront, seit dem Putsch der Militärs gegen die Republik. Vor 30 Jahren begann die „General"-probe und die Waffenprobe der Faschisten für das größere Gemetzel, auf das sie spekulierten.

Zugegeben, dies wissen wir. Und doch! Man nimmt diesen Band, blättert ihn auf. Knapp und informativ, grundsätzlich und über eine bloße Nachzeichnung hinausgehend, die historischen Zusammenhänge zeigend, die einleitenden Beiträge von Franz Dahlem und Armeegeneral Minister Hoffmann. Und das Material: Bestechend die Bilder, wohl einmalig und umfassend in dieser Zusammenstellung. Sie sprechen für sich, und es braucht nicht viel Text, um zu erklären, was gezeigt wird: die Solidarität der „Internationalen" – und nicht nur der deutschen – mit dem spanischen Volk; die Intervention der Faschisten; der Verrat durch die angebliche Nichteinmischungspolitik besonders von England und Frankreich. Augenzeugen kommen mit ausgewählten Beiträgen zu Wort, sie ergänzen, fassen in Einzeldarstellungen zusammen; Dokumente in großer Zahl und authentisch: Gefechtsberichte, Befehle, Schulungspläne, Protokolle, Stellungnahmen, Flugblätter machen den Band universell. Ein sehr detailliertes Kalendarium gliedert die Ereignisse, macht sie überschaubar, wie die Belege die Vorgänge, die sich hinter beiden Fronten abspielten, durchschaubar werden lassen. Und es ist unmöglich, nicht zu zeigen, wo die Männer heute sind, die damals Madrid verteidigen halfen, und jene, die mit ihren Bombern und ihrer Legion Unglück über ein Volk brachten.

In allem: Ein Band, den jeder Genosse einmal in Ruhe in die Hand nehmen sollte. *Claus*

tion meist vollkommen ausreichend. Die Sperrspannung wird über einen Vorwiderstand vom Potentiometer aus zugeführt. Für Versuche benötigt man keine spezielle Kapazitätsdiode, da auch andere Flächengleichrichter, Zenerdioden oder Transistoren (Basis-Emitter-Strecke, bzw. Kollektor-Basis-Strecke) diesen Effekt zeigen.




**Kapazitätsdiode in einem Schwingkreis.**

Schaltungen mit Kapazitätsdioden verwendet man z. B. zur automatischen Scharfabstimmung in UKW-Empfängern, zur Fernabstimmung von Empfängern, als KW-Lupe zur Spreizung des KW-Empfangsbereiches oder zur Abstimmung des Telegrafieüberlagerers. In der Amateurpraxis lassen sich auch noch andere interessante Anwendungen finden.

**Ing. Schubert**

# COCKTAIL

## LEUTNANT ALBERT MOKEJEW

**Alter: 30 Jahre, Beruf: Pädagogik- und Sportstudent, Klub: ZSKA Moskau, größte Erfolge: Olympische Spiele 1964: Gold in der Mannschaft, Bronze im Einzel, WM 1963: 2. Platz in der Mannschaft, 4. Platz im Einzel, WM 1965: 2. Platz in der Mannschaft, 6. Platz im Einzel, 1965 Landesmeister. Fünfkämpfer.**

Eine stattliche Erfolgsliste, die der nun 30jährige Offizier der Sowjetarmee vorweisen kann. Ursprünglich war er Leichtathlet und lief ab und zu Ski, ohne es dabei auf erwähnenswerte Leistungen gebracht zu haben. „Dann versuchte ich es als Fünfkämpfer, und dabei blieb ich. Die Vielseitigkeit, die diese Sportart fordert, reizte mich, und außerdem wollte ich das einmal Begonnene zu Ende führen." Worte, die etwas von der Zähigkeit und Zielstrebigkeit verraten, die ihn auch im Wettkampf auszeichnen.

Die „technischen" Disziplinen Reiten, Fechten und Schießen machen ihm nach seinen eigenen Worten am meisten Spaß, am wenigsten der Geländelauf – aber gerade hier erzielt er die besten Ergebnisse. Als sein schönstes Erlebnis bezeichnet er die Weltmeisterschaft 1962 in Mexiko. Dort war Albert Mokejew nämlich Ersatzmann in der sowjetischen Equipe. „Da war ich ja gewissermaßen nur Tourist und konnte mich deshalb vor allem auf die vielen neuen Eindrücke konzentrieren, wozu man als Aktiver weniger Gelegenheit hat."

Seit Jahren gehört der große, athletische Moskauer mit dem schwarzen Bürstenhaarschnitt nun zur ersten Garnitur der sowjetischen Fünfkämpfer, und bei den diesjährigen WM-Titelkämpfen ist er sicher wieder dabei. **Wi.**

# „Operation Kondor"

Von J. C. Schwarz

Der Jonny der achten Armee war ziemlich kußhungrig, wenn er, mit Wüstenstaub bedeckt, nach Alexandrien oder Kairo auf einen kurzen Urlaub kam. Dafür rühmte ihn ein damals überall in den ägyptischen Städten gesungenes, auf den Straßen von Leierkästen, in den Kabaretts und Nachtlokalen von kleinen Orchestern dargebotenes Soldatenlied: „Oh, Jonny, kannst du küssen . . ." Die achte Armee schuf sich damals, 1942, in den Städten des Vorderen Orients ihren eigenen Urlauber-Stil, obgleich Rommel nicht mehr allzu weit war. In Alexandrien hörte man bereits die Kanonen von Marsa Matruk donnern. Bis Montgomery (Monty) im Stab der achten Armee eintraf, das Steuer herumriß und aus britischen Orient-Touristen Soldaten machte, fanden die Hauptschlachten der Engländer und ihrer Verbündeten in Nordafrika oft in den Betten der Schönen von Alexandrien und Kairo statt.

Abends gab es auf den Straßen und Plätzen in Kairo und Alexandrien wahre Schlachten zwischen alliierten Soldaten und Einheimischen. Die Militärpolizei hatte alle Hände voll zu tun und kam doch meistens zu spät. Der Zorn der Ägypter war um so verständlicher, wenn man bedenkt, daß sie genug von den Kolonialallüren der Europäer hatten und eine neue ägyptische Intelligenz herangewachsen war, die sich die Ausbeutung durch Ausländer nicht länger gefallen lassen wollte.

Angesichts dieser Verhältnisse hatte es die Nazispionage nicht schwer, unter Ausnutzung der antibritischen Stimmungen weiter Kreise der Bevölkerung im Trüben zu fischen. Ägypten war neutral, es war von fremden Mächten besetzt, die auf seinem Boden Krieg führten und dabei Teile der ägyptischen Städte zerstörten und viel Leid über die Bevölkerung brachten. Außerdem gab es viele Europäer, die hier seit alter Zeit ansässig waren und mit Ägyptern Familien gegründet hatten. Besonders von den Barmädchen, Tänzerinnen, Prostituierten, die meist europäischer und überwiegend griechischer Herkunft waren, standen viele im Nazisold und berichteten italienischen und deutschen Verbindungsleuten, was ihnen der liebehungrige Jonny erzählte.

Auf diesem zwielichtigen Hintergrund spielte sich im Kairo des Jahres 1942 folgendes ab.

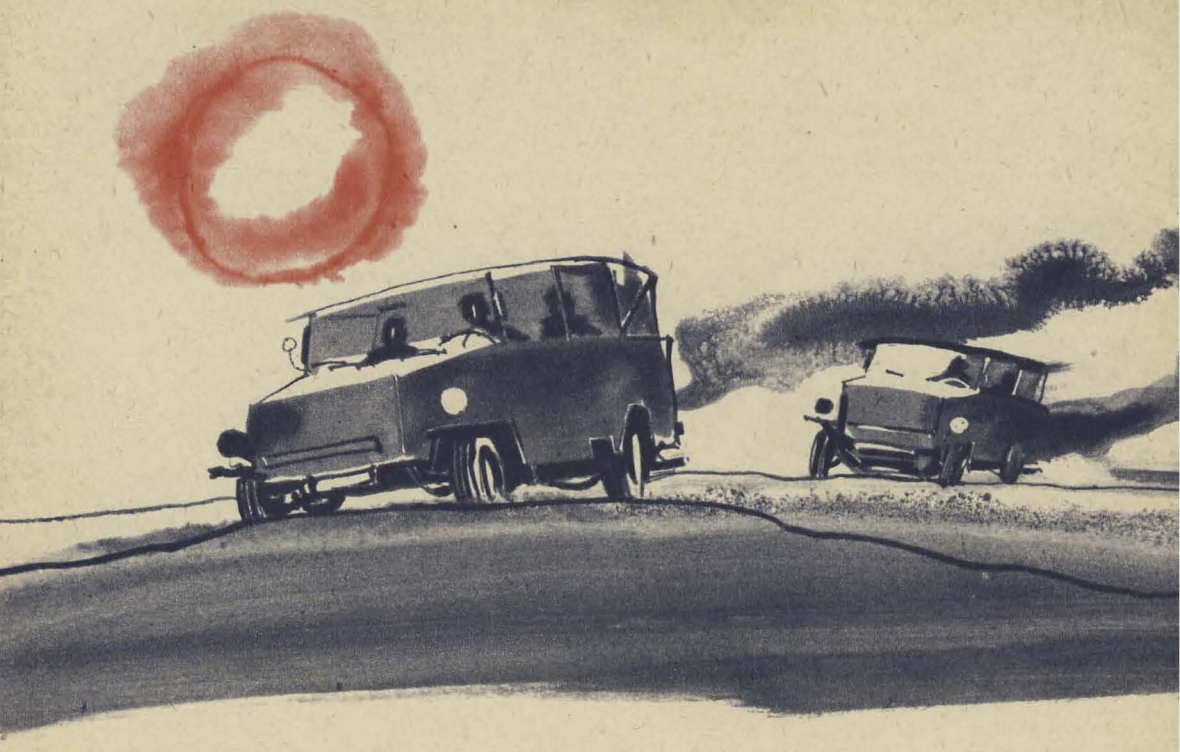
Hekmat Fahmy konnte nicht besonders tanzen, aber sie hatte andere Vorzüge. Sie war Griechin, stammte aus gutem Haus. Eine schiefe Liebesaffäre hatte sie auf die schiefe Bahn gebracht, Sie sprach viele Sprachen und war intelligent, man konnte sich mit ihr unterhalten. Daß sie hübsch war, das war selbstverständlich und die unwichtigste ihrer Begabungen. So mancher britische Offizier hat sein Herz an ihrem Busen ausgeschüttet, ohne zu ahnen, daß sie eine Vertraute des nazistischen Geheimdienstes war und Rommel mehr von ihr erfuhr, als den Engländern angenehm sein konnte. Oft wurde sie, nach Beendigung des kabarettistischen Unsinns, den sie darzubieten hatte, von zahlungskräftigen und nicht immer uniformierten Gästen abgeholt und in den damals zum Stadtbild Kairos gehörenden Pferdedroschken entführt, in Richtung auf intimere Lokale, die „Out of Bounds" waren, für Militär verboten. Wahrscheinlich war sie die damals am besten verdienende Tänzerin des Kairoer Nachtlebens.

Es wundert sie nicht, daß sich eines Abends im Offizierslokal ein gut aussehender Ägypter namens Hussein Gaafer an sie heranmacht und sie einlädt, mit ihm einen kleinen Nachtbummel durch Kairo zu machen. So etwas kam öfter vor, die Offizierslokale wurden auch von reichen Ägyptern aufgesucht. Er scheint Geld zu haben.

Als sie in der Pferdedroschke sitzen, bestellt er Grüße von einer deutschen Abwehrstelle in Griechenland, und zwar so sachkundig und glaubwürdig, daß sie seinen Wunsch, mit ihr an einen Ort zu fahren, wo man sich ungestört aussprechen konnte, erfüllt. Sie führt ihn ans Ufer des Nil, wo ihr Hausboot angebunden ist.

Die Nacht ist schwül, der Gesang der Grillen mischt sich mit fernem Autohupen. Blutig schwimmt der Mond hinter rauchigen Wolken. Vor dem breiten, silbrig glänzenden Band des Flusses heben sich Silhouetten von Palmen und niedrigen ägyptischen Gehöften ab. Hekmat geht auf dem Steg, der zu dem Boot führt, voran. Die Situation ist äußerst romantisch, aber Hussein hat jetzt keine Zeit für Romantik, er sieht in Hekmat sowieso eher eine Kampfgefährtin als eine Frau.

Sie schließt die Kajütentür auf, noch sprechen



sie kein Wort. Der Schimmer von Petroleumlampen, die Hekmat entzündet, fällt auf eine hübsche, sicher kostspielige Inneneinrichtung.

„Nun sagen Sie bloß, wie Sie wirklich heißen und wie Sie hergekommen sind", sagt Hekmat, während sie die Verdunkelung an den Kajütenfenstern herabläßt und Flaschen und Gläser auf den Tisch stellt. „Sie sind mir nicht avisiert worden." „Aber Sie mir", antwortet Hussein lächelnd. „Haben Sie Nachbarn? Hört jemand mit?"

„Sie können ruhig sprechen. Hier spielen sich öfter Dinge ab, die für Nachbarn nicht geeignet sind. So ein Hausboot ist eine ideale Sache. Aber nun schießen Sie los." Hekmat erfährt, daß Hussein 1914 in einer deutschen Familie in Alexandrien geboren ist und eigentlich Hans Appler heißt. Der Vater starb und die Mutter heiratete einen reichen Ägypter namens Sali Gaafer, der ihn adoptierte. Sein Adoptivvater ist ein erfolgreicher Rechtanwalt in Alexandrien, der seinen Sohn 1939 zum Studium nach Berlin schickte, aber nicht weiß, daß dieser dort bei Canaris[1] in die Schule gegangen ist. „Es war gar nicht so einfach, wieder hierher zu kommen", sagt er und läßt sich von Hekmat erneut das Glas füllen. „Am 8. Mai, vor fast vier Wochen, setzten wir uns von Tripolis aus in drei erbeutete englische Kraftfahrzeuge, um durch die Wüste zur Nilmündung zu stoßen. Geführt hat uns ein Fliegerleutnant Almaszi, ein Angehöriger des deutschen Afrikakorps, der ein gebürtiger ungarischer Graf und einer der erfahrensten Erforscher der Libyschen Wüste ist. Auf der Suche nach historischen Entdeckungen hat Almaszi die Wüste zwischen Tripolis und Ägypten kreuz und quer durchstreift." Was es trotz allen Trainings für Qualen bereitete, in der beginnenden Sommersglut durch den Flugsand der Libyschen Wüste zu reisen, mit knapp bemessenen Wasservorräten ausgerüstet und immer wieder gezwungen, die in den Sanddünen versinkenden Fahrzeuge auszugraben und flott zu machen, das erzählt Appler nicht. Es ist auch unbeschreiblich, wie alles zu glühen beginnt, die Kleidung am Leibe, das Fahrzeug, jeder Gegenstand, den man berührt, daran ändert auch nichts das provisorische Schattendach über den Fahrzeugen, denn im Schatten ist es fast genauso heiß wie in der Sonne, dazu der feine Staub, der sich aufs Gesicht setzt und mit Schweiß vermischt zu einer juckenden Kruste wird; der schale Geruch von heißem Sand und dieses brennende Gefühl in den Augen, die sich trotz aller Schutzbrillen rasch entzünden, zumal man die Schutzbrillen öfter abnehmen muß, weil sie sich in Sicht sperrende Staubvorhänge verwandeln. Die glühend heißen Sandstürme und eiskalten Nächte überstehen sie und umgehen alle Gefahren, überspielen und überlisten alle britischen Kontrollen. Nach drei Wochen erreichen sie den vorgesehenen Ort und erblicken von weitem das schimmernde Band des Nils.

„An diesem Punkt trennten wir uns", berichtet

[1] Geheimdienstchef der Wehrmacht

Appler. „Die andern machten kehrt. Nur Monkaster, der ein sehr guter Funker ist und aus Deutsch-Ostafrika stammt, blieb bei mir. Sie werden ihn morgen kennenlernen. Er spricht so gut englisch wie ich, nur mit etwas hartem Akzent, er soll sich als Anglo-Amerikaner ausgeben. Wir fuhren in unserem Jeep weiter, die Funkgeräte hatten wir im Koffer. Die Engländer sind äußerst arglose Leute. Das englische KFZ-Zeichen am Wagen genügte, um uns ungestört ein englisches Militärlager passieren zu lassen. Der Offizier wollte nicht einmal unsere Papiere sehen. Wir erzählten ihm, daß wir bei den Franzosen arbeiten, Funker seien und uns bei einem privaten Ausflug in die Wüste verirrt hätten. Wir müßten dringend nach Kairo zurück. Den Motor des Wagens hatten wir vorher unbrauchbar gemacht, so daß wir sagen konnten, wir seien stecken geblieben und könnten nicht weiterfahren. Ohne der Sache auf den Grund zu gehen, nach einer kurzen Rüge, weil man ohne Führung nicht in die Wüste fahren soll, ließ er uns ein Frühstück servieren und zur nächsten Station bringen, wo der Zug nach Kairo hält. Heute morgen sind wir in Kairo eingetroffen mit unseren Koffern, deren Inhalt niemand untersuchte. Merken Sie sich, wir sind die ‚Operation Kondor'. Wir haben heute morgen bereits per Funk von unserem Hotelzimmer aus nach Tripolis unsere Ankunft mitgeteilt. Aber im Hotel können wir nicht bleiben, man wird unseren Sender sehr schnell anpeilen und uns finden. Wo können wir einigermaßen sicher unterschlüpfen?"

„Kommen Sie mit", sagt Hekmat. „Ich zeige Ihnen etwas."

Sie wirft sich ein leichtes Jäckchen über und verläßt mit Appler das Boot. Am Nilufer gehen sie einen schmalen Pfad entlang. Nach einigen Minuten sehen sie die Schatten zweier anderer Hausboote im Wasser, das eine ist dunkel, im andern scheint Licht zu brennen, nach dem schwachen Schimmer zu urteilen, der am Rand der Fenster den Vorhang einrahmt.

„Hier wohnt ein englischer Major", sagt sie leise. „Er arbeitet beim britischen Geheimdienst. Wenn es uns gelingt, das Hausboot neben ihm zu mieten, das leer steht, wird keiner vermuten, daß hier Nazis wohnen. Sie wären hier völlig ungestört und außerdem in meiner Nähe." Appler greift im Dunkeln nach ihrer Hand. Er liebt sie nicht und hat auch nicht vor, sich in sie zu verlieben. Aber ihre Hilfsbereitschaft rührt ihn.

„Werden Sie uns helfen?"

„Natürlich. Was muß ich tun?"

„Alles, was Sie von englischen Offizieren erfahren, uns mitteilen. Das Hausboot mieten. Ich heiße Hussein Gaafer und bin ein reicher ägyptischer Kaufmann, der sich in Kairo amüsieren will. Noch etwas. Kennen Sie den Pater De Mourville von der Kirche St. Sébastiain?"

„Ich kenne ihn. Er gehört zu unserm Kreis."

„Führen Sie mich morgen bei ihm ein. Er muß für Kondor arbeiten. Es heißt, daß er unter den englischen Offizieren viele Beichtkinder hat, die

ihm manches anvertrauen. Wenn Rommel erst in Kairo ist, wird er Sie belohnen."
Schon wenige Tage später ziehen Monkaster und Appler in dem Hausboot ein. Eine alte Musiktruhe baut Monkaster zum Sender um. Den Reservesender stellen sie in der Kirche St. Sébastiain unter. Pater De Mourville ist glücklich, helfen zu können.
Von nun an spioniert Appler in den Lokalen und Kabaretts der Offiziere herum und versucht, möglichst viele Gespräche zu belauschen. Er ist großzügig mit Geld, der zweite Koffer enthält große Summen gefälschter britischer Banknoten.

Aber Montys Geheimdienst schläft nicht. Die Engländer sind nicht ganz so arglos, wie Appler annimmt. Inhaber von Lokalen, wo britische Soldaten verkehren dürfen, sind verpflichtet, die eingenommenen britischen Banknoten zwecks Umtausch in ägyptische Währung der britischen militärischen Zahlmeisterei zuzuleiten. Dabei wird festgestellt, daß die im KZ Oranienburg hergestellten Pfundnoten zwar sorgfältig „alt" gemacht wurden, aber alle die gleiche Seriennummer haben. Daraus ergibt sich, daß ein oder mehrere Nazi-Spione in Kairo eingeschleust worden sind, die besonders in Offizierslokalen verkehren.

In der gleichen Zeit hebt eine neuseeländische Streife in der Wüste eine Gruppe deutscher Soldaten aus. Es zeigt sich, daß sie einen guten Fang gemacht haben: Die Deutschen sind Funkaufklärer, die vor den deutschen Hauptkräften operieren und über so starke Empfangsgeräte verfügen, daß sie jede englische Welle im Äther erfassen können, gleichviel, ob es Funksprüche des Kommandeurs einer Panzereinheit sind oder Meldungen aus Kairo nach England. Die gesammelten Meldungen werden von ihnen täglich abends an den Stab Rommels in Tripolis weitergegeben. Daß sie auch Applers Sprüche empfingen und weitergaben, sagen sie zwar nicht. Sie sind von ihrer plötzlichen Aushebung so überrascht, daß sie keine Zeit mehr finden, Geräte und Aufzeichnungen zu vernichten. Man schafft sie zu weiteren Verhören nach Kairo, und es stellt sich heraus, daß zwei von ihnen, besonders hartnäckige und schweigsame Leute, Sonderaufgaben hatten und im Besitz je eines Exemplares des damals berühmten Romanes „Rebecca" von Daphné du Maurier waren. Auffällig ist, daß sie die englische Ausgabe dieses Buches besitzen und beide nicht englisch können. Bei genauerer Untersuchung der Bücher findet man in beiden die gleiche radierte Stelle auf dem Schutzumschlag und stellt fest, daß hier der mit Bleistift vermerkte Preis in portugiesischer Währung beseitigt worden ist. Warum diese Schamhaftigkeit

Illustrationen: Kurt Fischer

bei sonst sicher nicht so schamhaften Männern? Die Engländer setzen sich sofort mit ihrer Spionageabwehr in Portugal in Verbindung und erfahren, daß die Frau des deutschen Militärattachés in Lissabon sechs Exemplare dieses Buches gekauft hatte. Montys Geheimdienstleute in Kairo schlußfolgern, daß das Buch „Rebecca" höchstwahrscheinlich als Code zwischen Rommels Stab und einem Agenten auf englischem Gebiet dient und daß es sich hier um eine breit angelegte und gut vorbereitete Spionage-Operation handeln muß. Daraufhin wird die dichte und pausenlose Überwachung der Offizierslokale in Kairo organisiert, und alle Agenten des britischen Geheimdienstes und mit ihm befreundeter Institute erhalten den Auftrag, nach getarnten Nazis Ausschau zu halten.

Ebenfalls in derselben Zeit hat der ahnungslose Appler in den Nachtlokalen von Kairo endlich seinen Typ gefunden: Die kleine, schwarzhaarige, charmante Tänzerin Yvette, in die er sich Hals über Kopf verliebt und die bereitwillig seine Einladung annimmt, ihn auf seinem Hausboot zu besuchen. Sie hat aber für ihr Entgegenkommen einen guten Grund: Sie arbeitete für den Geheimdienst der Jewish Agency, des höchsten Organs der jüdischen Selbstverwaltung im benachbarten Palästina, und es ist ihr aufgefallen, daß Appler und Monkaster, die mit Geld um sich werfen, heimlich ein paar deutsche Worte gewechselt haben. Sie teilt diese Beobachtungen ihrer vorgesetzten Stelle mit und erhält den Auftrag, sich den beiden so weitgehend wie möglich anzunähern und sie nicht aus den Augen zu lassen. Gerade in dieser Zeit, Ende Juli 1942, hat Hekmat eine wichtige Nachricht für Appler. Ein englischer Major hat sich in sie verliebt. Er sagt ihr eines Abends, daß er gekommen sei, um sich zu verabschieden, er sei mit einem außerordentlich wichtigen Auftrag für längere Zeit zur Front abkommandiert. Seine Kartentasche hat er am Riemen über der Schulter hängen. Hekmat erkennt sofort ihre Chance. Sie überredet den Major, wenigstens für einen Augenblick zu ihr zu kommen, um sich entsprechend verabschieden zu können. Der Major willigt ein und entschlummert schon eine Stunde später selig auf dem Diwan ihres Hausbootes, von einem starken Schlafmittel betäubt, das ihm Hekmat in den Wein geschüttet hatte. Während er schläft, läuft sie zu Appler hinüber und bringt ihm den Inhalt der Kartentasche, dessen wichtige Meldungen Appler sofort abschreibt. Es handelt sich um Nachrichten über Verstärkungen und Munitionsnachschub für die El-Alamein-Front, von der das weitere Schicksal des Afrika-Krieges abhing. Der Major merkt nichts, die Papiere liegen wieder in seiner Kartentasche, als er erwacht; er lächelt verlegen

*Fortsetzung auf Seite 88*

# Vorstoß in die Welt der Riesenplaneten?

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die Projekte der interplanetaren Raumfahrt bilden zweifellos den wissenschaftlich interessantesten und zugleich technisch reizvollsten, weil schwierigsten Komplex der gesamten Raumfahrtforschung. In diesem Bereich geht die friedlich ausgerichtete Raumflugtechnik in den nächsten Jahren und Jahrzehnten auch ihren eigentlichen Höhepunkten entgegen.

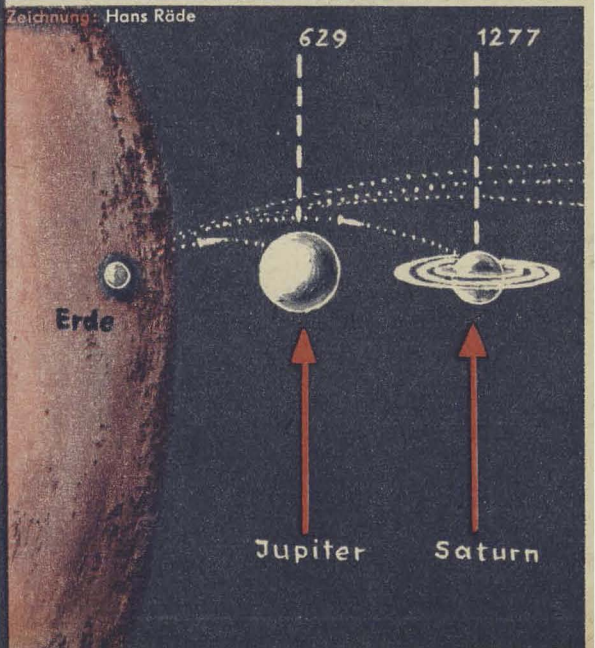
Gegenwärtig beschränken sich die interplanetaren Raumflugprojekte noch fast ausschließlich auf Pläne zur Erkundung der beiden Nachbarplaneten der Erde, Venus und Mars (siehe „AR" 8/66). Das ist durchaus verständlich, da in der jetzigen Anfangsphase der Raumflugtechnik schon die Überwindung der zwischen Erde und Venus bzw. Mars liegenden Entfernungen und Räume beträchtliche Schwierigkeiten bereitet. Mit rund 40 (Venus) bzw. 50 (Mars) Millionen Kilometer geringstem Erdabstand ergeben sich dabei Werte, die um ein Vielfaches kleiner sind als die bei Vorstößen zum Jupiter oder gar bis zu Saturn, Uranus, Neptun und Pluto zu überbrückenden Entfernungen. Die zur Zeit als Antriebsmittel verwendeten thermochemischen Triebwerke lassen als interplanetare Übergangsbahnen nur solche zu, bei denen auf eine relativ sehr kurze Abflugantriebsbahn eine viele Hundert und bei Flügen über Mars hinaus sogar mehrere Tausend Millionen Kilometer lange Freiflug-Ellipsenbahn (Umlaufzentrum: Sonne) folgt, die den Raumflugkörper zu einer Annäherung an den Zielplaneten führt. Die Flugzeiten werden dadurch sehr lang. Schon für Venus beträgt sie etwa 3 Monate, für Mars 8 Monate und ab Jupiter schließlich etliche bis Dutzende von Jahren. Außerdem haben die gegenwärtig verfügbaren Trägerraketen für interplanetare Flüge so geringe Nutzmassekapazitäten, daß bisher lediglich die Entsendung kleiner unbemannter Venus- und Marssonden möglich wurde.

Trotz dieser vorläufig noch technisch und wegen der langen Flugzeiten auch bioastronautisch beschränkten Möglichkeiten, beschäftigen sich die Raumfahrtwissenschaftler schon mit Projektstudien zu Planetenerkundungsflügen über die Marsbahn hinaus. Während die Planeten Venus und Mars auf Grund ihrer unmittelbar mit der Erde vergleichbaren Struktur (feste Gesteinskörper mit im weitesten Sinne erdähnlicher Atmosphäre) von großem wissenschaftlichem Interesse sind, bilden die Planeten ab Jupiter in anderer Hinsicht äußerst bemerkenswerte Studienobjekte.

Schon die klassischen Forschungsmethoden der Astronomie ließen erkennen, daß Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun in physischer Hinsicht eine besondere Gruppe innerhalb des Planetensystems darstellen, im Unterschied zu den „erdähnlichen" Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars.

Alle vier Planeten der zuletzt genannten Gruppe sind im Vergleich zur Erde wahre Riesen.

Ihr Prototyp **Jupiter** hat einen Äquatordurchmesser von 142 800 km (Erde: 12 756 km) und ist damit der größte aller Planeten. Seine Masse übertrifft die der Erde 318mal und die aller anderen Planeten zusammen um mehr als das Doppelte. Die mittlere Dichte dieses Planetenriesen beträgt jedoch nur 1,33 g/cm³ (Erde: 5,2 g/cm³), d. h. sie ist nur wenig größer als die des Wassers. Schon in einem kleinen Fernrohr läßt sich die außerordentlich starke Abplattung des Planeten erkennen – sein Poldurchmesser ist um 8800 km kleiner als der des Äquators –, eine Folge seiner sehr schnellen Rotation. In nur 9 Stunden und 50 Minuten dreht er sich einmal um seine Achse. Seine Oberfläche ist ständig von einer dichten Wolkenschicht verhüllt, in der sich vornehmlich Methan und Ammoniak als atmosphärische Bestandteile nachweisen lassen. Über seinen inneren Aufbau besteht noch weitgehend Unklarheit. Wie die kleinere mittlere Dichte schließen läßt, muß er zweifellos völlig anders sein als der der Erde. Einige

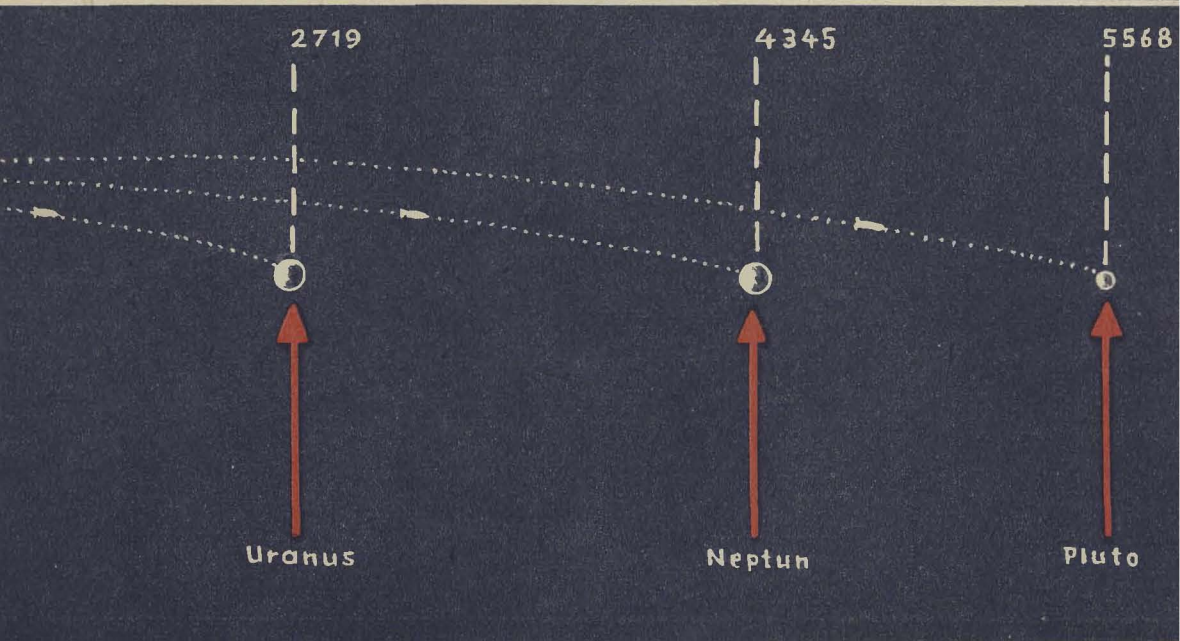


Wissenschaftler nehmen an, daß Jupiter vorwiegend aus den leichtesten Elementen Wasserstoff und Helium besteht, die in teilweise verfestigtem Zustand einen relativ kleinen dichteren Kern umgeben. Nach anderen Ansichten besteht das Innere des Jupiters nicht aus kaltem verfestigtem Material, sondern ist noch bis dicht unter der dicken Wolkenschicht heiß. Gerade diese physisch extremen Besonderheiten wecken nun verständlicherweise das große Interesse am Einsatz von Raumflugmitteln, da man mit den klassischen Forschungsmethoden diese Fragen nicht weiter klären kann.

Für **Saturn** (Durchmesser 120 800 km, Dichte 0,69 g/cm³), **Uranus** (47 600 km, 1,56 g/cm³) und **Neptun** (44 600 km, 2,27 g/cm³) liegen die Verhältnisse bezüglich der schnellen Rotation, der mächtigen abgeplatteten Gashülle mit Methan und Ammoniak und demzufolge auch im inneren Aufbau ähnlich wie bei Jupiter. Das heißt, es würde für die Befriedigung des wissenschaftlichen Interesses völlig ausreichend sein, sich auf die Erforschung des räumlich nächstliegenden Jupiter zu konzentrieren. Schon in diesem Fall wäre allerdings der Aufwand für eine bemannte Raumflugexpedition so enorm, daß man heute nur schwer eine Vorstellung darüber entwickeln kann. Es verdient aber Erwähnung, daß schon am Entwurf von unbemannten Jupitersonden gearbeitet wird. Als Anflugziel für eine bemannte Jupiterexpedition käme übrigens selbstverständlich nicht der Planet bzw. seine (unbekannte) Oberfläche in Betracht. Die Raumschiffe müßten entweder in einer jupiternahen Umlaufbahn verbleiben oder einen Landungsversuch auf einem der vier großen Jupitermonde (Durchmesser zwischen 3500 und 5000 km, Erdmond: 3480 km) unternehmen. Nach Ansicht einiger Wissenschaftler dürfte vielleicht die Erforschung der Jupitermonde, deren größter im Durchmesser sogar den Planeten Merkur übertrifft und über deren Beschaffenheit nicht die geringsten brauchbaren Vorstellungen existieren, nicht weniger aufschlußreich sein als die ihres riesigen Zentralplaneten. Ähnliches könnte darüber hinaus auch für den größten Saturnmond gelten, der ebenfalls etwas größer ist als der Merkur. Als besondere Attraktion hätte Saturn außerdem noch seinen imposanten und im Sonnensystem einmaligen Trümmer- und Staubring zu bieten, dessen Beschaffenheit allerdings kaum noch solche Rätsel bietet, deshalb eine Expedition auszurüsten.

Wenn einmal die raumflug- und sonstigen technischen sowie bioastronautischen Voraussetzungen für Planetenexpeditionen über Mars hinaus geschaffen sind, wird man vor allem dem Problem einer möglichen Flugzeitverkürzung größte Aufmerksamkeit widmen. Jahrzehntelang Freiflüge auf Kepler-Ellipsen dürften kaum eine diskutable Basis darstellen. Als Ausweg bietet sich die Anwendung von speziellen „Raumantrieben" an, die bei geringer absoluter Schubkraft einen Dauerantrieb möglich machen und so durch lange einwirkende Beschleunigung zu beträchtlichen Fluggeschwindigkeiten und entsprechenden Flugzeitverkürzungen führen. An derartigen Antriebsmitteln wird gegenwärtig intensiv gearbeitet. Zu ihnen zählen auch die sogenannten „elektrischen Triebwerke", die mit elektrisch beschleunigten Ladungsteilchen (Ionen) arbeiten und erstmalig beim Flug des sowjetischen Raumflugkörpers „Sonde 2" erprobt wurden. Wenn auch durch derartige Dauerantriebmittel die Flugzeiten zu den äußeren Planeten gegenüber denen mit rein thermochemischem Antrieb auf ein Drittel und weniger, d. h. im allgemeinen auf wenige Jahre reduziert werden können, so wird man es doch schon heute als wenig wahrscheinlich bezeichnen dürfen, daß zumindest der riesige Aufwand für bemannte Vorstöße jenseits des Jupiters noch einen wissenschaftlich vertretbaren Sinn haben wird.

**Entfernungen in Mill. km von der Erde gemessen**



# MILITÄRTECHNISCHE Umschau

## Wendiger Wassergleiter

Nur 40 cm Tiefgang und eine Geschwindigkeit von 45 km/h hat das manövrierfähigste Flußschiff der Welt, das den Namen „Opytny" (Versuch) führt. Dieser sowjetische Halbgleiter zur Schnellbeförderung von über 80 Personen wird durch Wasserstrahlpropeller getrieben, braucht keinerlei Anlegestellen und kann bei geringer Geschwindigkeit sogar auf der Stelle wenden.

## Plastische Fotos

3-D-Fotografien, auf denen man ohne Stereo-Brille alles plastisch sieht, ermöglicht ein neues, in Westdeutschland entwickeltes Rasterverfahren. Die Bilder werden mit einer Stereo-Kamera aufgenommen und aufeinandergedruckt. Durch den fotochemischen Linsenraster wird der Stereo-Effekt mit bloßem Auge sichtbar.

## Experimente mit „fliegenden Koffern"

Der Verwirklichung des amerikanischen MOL-Projekts (bemanntes Raum-Laboratorium) dienen die Versuche mit diesen „fliegenden Koffern". Die

darin enthaltenen Systeme für Antrieb, Sauerstoffversorgung, Stabilisierung und Sprechfunk sollen dem Kosmonauten einen einstündigen Aufenthalt im kosmischen Raum ermöglichen. Das Gerät hat eine Masse von 72 kg.

## Guter Kaltstart

Ein Anlaßkraftstoff aus Frankreich macht praktisch jeden Kaltstart von Fahrzeugmotoren möglich. Er besteht aus Kohlenwasserstoff-Verbindungen, die einen Siedepunkt von minus 40 bis plus 200 Grad Celsius haben, und wird in die Ansaugwege des Motors eingesprüht.

## Rost als Rostschutz

Ein überraschendes Rostschutzverfahren wird aus Gorki bekannt. Orthophosphorsäure, Blutlaugensalz und Epoxydharz werden in zwei Schichten übereinander auf eine rostige Oberfläche aufgetragen. Sie lösen den Rost, verbinden sich mit ihm und machen ihn zu einem Bestandteil des Rostschutzüberzuges.

## Solar-Radio?

Bei Sonnen- und auch bei Kunstlicht funktioniert ein Kofferempfänger, den die Norddeutsche Mende KG als Funktionsmuster baute. 48 Solarzellen verwandeln nach dem Prinzip der kosmischen Sonnenbatterien Lichtstrahlen in Elektroenergie. Auch andere elektronische Geräte mit geringem Stromverbrauch und hoher Beweglichkeit sollen damit ausgerüstet werden können. Nur die Zeit der Dämmerung macht Sorgen.

## Polyester-Vogel

Ein viersitziges Flugzeug aus Polyester soll in Frankreich der Anwendung von Plasten im Flugzeugbau den Weg bereiten. Die Elastizität des Kunststoffes und seine glatte Oberfläche soll höhere Geschwindigkeiten bei geringerem Kraftaufwand und relative Stoßunempfindlichkeit gewährleisten, allerdings nicht bei Überschall.

## Radarlotse

Wenn der Suchstrahl eines Schiffsradars auf die neuartigen Radarbaken einer Küstenstation auftrifft, werden automatisch Impulse ausgesandt, die dem Schiff die Orientierung ermöglichen. Diese Entwicklung wurde in England patentiert.

## Fahrbares Großkraftwerk?

Ein bewegliches und universell einsetzbares Kraftwerk für alle zivilen und militärischen Belange ist nach Meinung von Physikern der „MHD-Genera-

tor" („Magnetohydrodynamik"). Ionisiertes Gas wird durch eine Düse geleitet, wobei sich auf der einen Seite der Düse die positiv geladenen Teilchen, auf der anderen die negativ geladenen sammeln. Temperaturbeständige Elektroden leiten den Strom ab.

## Plast hitzefest

Die umfangreichere Verwendung von Plasten als Konstruktionsmittel für alle Arten von Aggregaten und Maschinen sichert eine Erfindung aus Holland. Eine Reaktion aus Phenol und Luft ergab einen formsteifigen Plast, der plus 190 °C aushält. Seine vorläufige Bezeichnung ist Polyphenylenoxid.

## Landung auf Luftkissen?

Warum soll ein Flugzeug statt auf Rädern nicht auch auf einem Luftkissen starten und landen können? Experten halten dieses Problem für lösungsreif. Es bleibt nur zu erforschen, ob das Luftpolster, auf dem Flugzeuge nach Art der bekannten Luftkissenboote auch auf Wasser, Sümpfen, Sandflächen und anderen beliebigen Ebenen starten und landen könnten, von den Flugzeugmotoren mit erzeugt werden kann oder ob dazu gesonderte Motoren nötig sind.

## CEil Noir 1

Unter dieser Bezeichnung ist ein Flugabwehr-Radar in die französische Armee eingeführt worden. Es ist in erster Linie für den Fla-Panzer AMX 13 mit 30-mm-Zwillingsgeschütz bestimmt. Das Anzeigegerät bietet mit seinem 12,7 cm Bildschirm eine Panoramadarstellung mit Nullpunktaufweitung. CEil Noir arbeitet im UHF-Frequenzbereich nach dem Impuls-Doppler-Prinzip. Seine Masse beträgt 220 kg.

## „Koloß" mit Planiereinrichtung

Der „TATRA" 813, das jüngste geländegängige schwere Kfz. der tschechoslowakischen Armee, ist kürzlich als Spezialfahrzeug erprobt worden. Anstelle des Pritschenaufbaus erhielt es einen Spezialaufbau sowie eine Planier- und Schachteinrichtung, mit deren Hilfe Gruben und Deckungen ausgehoben werden können.

## Begleitbrücke TMM

Die Pioniereinheiten der Sowjetarmee sind mit einem neuen Brückengerät ausgestattet worden. Es handelt sich hierbei um eine schwere Begleitbrücke, die auf LKW verlastet ist. Das Verlegen erfolgt vom LKW aus. Die Brücke ermöglicht das Übersetzen schwerster Kampftechnik.

## Kampfanzug eingeführt

Der seit längerer Zeit erprobte neue Kampfanzug der französischen Armee ist jetzt eingeführt worden. Als Material wurde Baumwollsatin, das wasserabstoßend und luftdurchlässig präpariert wurde, verwendet. Traggestell, Patronentaschen und Koppel sind aus Leder.

## FACHBUCHEREI

**„Operationsforschung", Jelena Wentzel, Deutscher Militärverlag Berlin 1966, Lederin in Schutzumschlag, 410 Seiten, zahlreiche Zeichnungen, Grafiken und Tabellen, 23,80 MDN.**

Immer häufiger tauchen im militärischen Sprachgebrauch solche Begriffe auf wie: „Theorie der Spiele", „Automatisierung der Truppenführung" oder „Modellierung von Gefechtshandlungen". Was hat es damit auf sich, in welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Hervorgerufen durch die Revolution im Militärwesen macht sich zur allseitigen Erfassung der Probleme, zur exakten Beurteilung der Lage und dem Fassen eines richtigen und rechtzeitigen Entschlusses sowie dem zweckmäßigsten Einsatz der Kräfte und Mittel die Anwendung mathematischer Verfahren weitgehend notwendig. Der vorliegende Band, er ist als Lehrbuch an den Schulen der NVA zugelassen, trägt dazu bei, allen Kommandeuren und Offizieren der Stäbe das dazu notwendige Wissen zu vermitteln. Für die Offiziershörer aller Fakultäten ist dieses Buch auf jeden Fall ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Als Voraussetzung werden gute mathematische Kenntnisse verlangt. Dabei sind die Anforderungen in den einzelnen Abschnitten unterschiedlich, in keinem Fall übersteigen sie jedoch den Rahmen eines normalen Mathematikprogramms technischer Hochschulen. Betont werden muß, daß der Hauptteil des Buches auch ohne Kenntnisse der höheren Mathematik verständlich ist.

Für die ständige Arbeit mit diesem Buch ist der gewählte Aufbau zweckmäßig. Auf jeder Seite wurde genügend Platz für Notizen und Bemerkungen gelassen. Durch Genossen der Militärakademie „Friedrich Engels" wurde diese Übersetzung aus dem Russischen angefertigt und dabei besonderer Wert auf genaueste Begriffsbestimmung und gut verständliche Beispiele gelegt.

W. K.

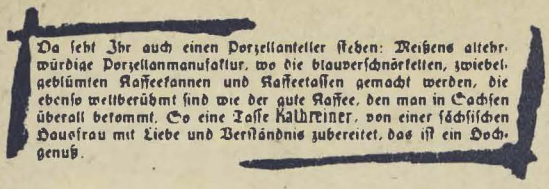
# Kommt – wir wandern durch Deutschland!

Von H. Palme und H. Huth

**Ihr lieben deutschen Jungen und Mädels! Hier habt Ihr vor Euch einen Atlas von besondrer Art. Auf siebzehn bunten Blättern sind die deutschen Landschaften dargestellt, so eigenartig, wie Ihr es vielleicht noch nie gesehen habt.**

So kann ein zernarbter Rücken auch entzücken. Wenn er zu einer verführerischen Reise einlädt! Wir entdeckten ihn im Antiquariat eines Thüringer Städtchens (dessen Name zur Ehre seiner Stadtväter verschwiegen sei). „Kommt – wir wandern durch Deutschland!“ lud es uns kaffeebraun auf feldgrauem Leinen ein. Keine Bange, werter Leser, obwohl die Reise auch durch die „rheinische Landschaft: Sehnsucht aller Deutschen“ führt – mit der politischen rheinischen Landschaft unserer Tage hat das nichts zu tun. Bereits vor 33 Jahren wurde unser Reiseführer gedruckt, just also, als der „Führer“ an den Drücker kam. Die Kathreiner G.m.b.H. stellte den billigen Reiseführer.

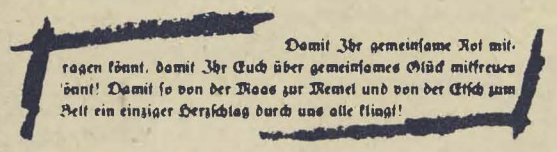
Kalter Kaffee also. Aber Papa und Mama und Onkel Arthur haben sich einst darin die Lippen und Finger verbrannt. Schon deshalb wollen wir schlurfend und schlürfend und vielleicht auch errötend ihren Spuren folgen. Hin zu den höchsten Gipfeln deutscher Kultur. Wenn ihr zum Beispiel die Elbe entlang zieht . . .




Ja, die Sächsin kann wirtschaften! Tucholsky sagte einmal: „Die Sächsin wirtschaftet, daß das Bette kracht!" Am Kathreiner lags, das hat er verschwiegen, der Lump!

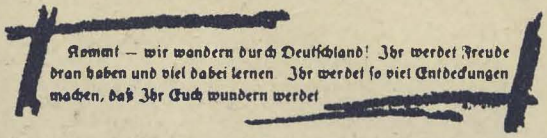
Als übrigens die ersten Blätter unseres Reiseführers gedruckt wurden, 1932, da war dieser Tucholsky gerade noch geduldet. Als die letzten Blätter unter die „deutschen Jungen und Mädels" flatterten, 1934, da wurde der Verbrecher Tucholsky, alias Tiger, alias Panther, nicht mehr gedruckt, sondern erdrückt. Der Firma Kathreiner und ihrem Reiseführer tat das fast gar nichts. Kathreiner war schon immer kaffeebraun. Und so wird man ja auch die rheinischen Schulbücher unserer Tage nach der Annahme der Notstandsgesetze nicht umschreiben müssen.

Doch zurück zur Natur! Papa, Mama und Onkel Arthur wanderten also einst kathreinervoll – und das heißt sinnvoll:




Ja, seinerzeit zu ihrerzeit. Zu längst vergangener Zeit! Denn erstens darf man heute von Etsch und Belt usw., usw., usw., usw. auch im Rheinland überhaupt nicht mehr singen. Und zweitens heißt es überall, wo man es doch fleißig tut: „Von der Maas *bis an die* Memel", und nicht: „Von der Maas *zur* Memel". Jeder Deutschlehrer kann beim Barte des heiligen Duden schwören, daß dies ein großer Unterschied ist. Womit zum dritten und letzten Male bewiesen wäre, daß unsere Reise nicht in die politische Landschaft unserer Tage führt.

Doch jetzt heißt es: ‚Heißa Kathreinerle, schnür dir die Schuh . . .'




## Die Provinz Ostpreußen, die Stadt Danzig und Kathreiner, der gute deutsche Malzkaffee.

Das ist ein buntes, lockendes Bild! Im Süden das Tannenberger Denkmal und an der Bernsteinküste die lustigen Badenixen, im Westen das Kasino von Zoppot und im Osten die edlen Trakehner Pferde.

Ein friedliches Bild, fürwahr, beim deutschen Malz und den alten deutschen Grenzen! Natürlich sind die nicht vergessen, das „Memelgebiet", am runden Tilsiter unter der Käseglocke; denn die „deutschen Jungen und Mädels" müssen es immer wieder hören: Deutschland war früher größer. Unerhört? Gefahr? Marjellchen, Marjellchen, mit einem Käse, mag er noch so rund sein, hat man doch noch keinen Menschen erschlagen!

Apropos, Tilsiter. Rentner Hoffmann aus Frankfurt/Oder weilte letzte Weihnachten beim Neffen Hoffmann in Frankfurt/Main. Als er ins Kursbuch der Deutschen Bundesbahn blickte, merkte er, daß Tilsit schwarz auf weiß noch immer deutsch war. Seebohm sei dank! Der hatte den amtlichen Fahrplan mit einer harmlosen Karte ausrüsten lassen, die Deutschland in den Grenzen von 1937 zeigt.

Ach ja, der harmlose Käse und die harmlosen Karten mit den alten Grenzen! Aber wanderten damals nicht fünf Jahre nach Geburt unseres Reiseführers deutsche „Touristen" mit Stahlhelm und Karabiner ins Memelgebiet ein? Man könnte annehmen, daß die Bundeswehr plane . . . Aber Opa, das ist ja kalter Kaffee! Die von der Bundeswehr tragen doch keine Karabiner. Die tragen Maschinenpistolen und so.

Doch Opa Hoffmann sann, warum der Tilsit-Reisende das polnische Visum trotz Seebohms Kursbuch braucht; denn sie haben nicht Tilsit, sondern nur den Tilsiter Käse. Nichts gegen ihn. Tilsiter – wem schmeckt er nicht. Und im Westen haben sie natürlich von all diesen guten aber harmlosen Sachen noch viel mehr. Renter Hoffmann aus Frankfurt an der Oder sah es am Main unter dem Weihnachtsbaum: Das Königsberger Marzipan und die Thorner Katrinchen, Liegnitzer Bomben und Neißer Konfekt, Danziger Goldwasser und Danziger Lachs.

„Das war mir zuviel des Guten", sagte der Hoffmann aus Frankfurt an der Oder . . . „Da kam mir der Kaffee hoch." Offenbar aber haben die Hoffmanns von drüben einen weniger empfindlichen Magen; sie schlucken und verdauen noch immer, was ihnen angeboten wird.

So das, was ihr Namensvetter, Herr Egbert A. Hoffmann aus dem Hause Springer, genauer: von der „Berliner Morgenpost", anbot, der neulich Ostpreußen neu entdeckte.

Hoffmann sah so manches Städtchen – und darinnen keine Altstadt. „Wo sie bis zum Frühjahr 1945 war, regiert Unkraut auf eingeebneten Trümmerflächen." Hoffmann sah auch Leute: „Man verfrachtete sie in die Ruinenstadt Elbing. ‚So nun baut fix auf!' befahl die Partei." So ist das also: Erstens haben die „Pollacken" nichts als Unkraut, und zweitens haben sie alles, was sie sonst noch besitzen, nur auf Befehl geschaffen.

Herr Hoffmann sah in den fremden Städtchen auch manche M . . . , na, raten Sie mal! „Jeder dritte ist uniformiert und hatte eine Maschinenpistole umgehängt."

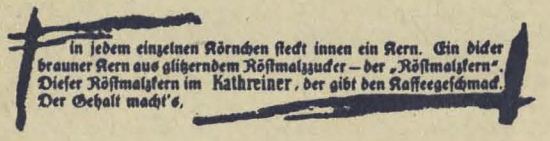
Marjellchen, Marjellchen, waren das noch fried-

liche Zeiten, damals, zu unseres Reiseführers, des Reichsführers Zeiten.

Schließlich stieg Hoffmann auch ins Wasser. Es ist noch immer so herrlich wie einst, meinte er. Was sehr objektiv ist. „Aber es sind Polen, die sich in die Brandung werfen."

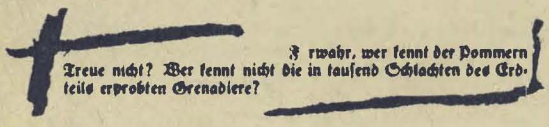
Nicht mal richtig baden können diese Wilden!

Im übrigen aber: Wer sagt, die Springer-Presse schwindelt nur? Es sind doch einige Körnchen Wahrheit darin. Lassen wir uns deshalb nichts von Hoffmann erzählen! Vertrauen wir uns lieber unserem Reiseführer an:




Wie bitte, Meister Hoffmann, Ach so: *Das* Gehalt machts!"

**Pommern, östlich der Oder — Hinterpommern und Kathreiner, der gute deutsche Malzkaffee.**

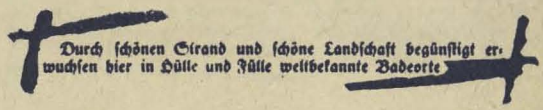



Fürwahr – der Erdteil reicht auch bis Stalingrad! Ihr kennt diese Treue nicht? Ihr sollt sie wieder kennenlernen!

Zu Hannoversch-Münden feierte man heuer im April den 150. Gründungstag der ersten preußischen Pionier-Bataillone. 600 alte Kameraden waren zu den jungen vom Pionierbataillon II gekommen. Wie glänzten ihre Augen, vornweg die alten Fahnen des pommerschen Pionierbataillons. „Wie einst in Polen, Flandern und im heißen Wüstensand stürmen wir Bundesgrenadiere ins feindliche Land", spielte die Kapelle. „Das ist ein Bekenntnis zum gemeinsamen Ursprung", äußerte ein Kamerad vom „Waffenring deutscher Pioniere", klebte einige 5-Pfennig-Marken mit der Aufschrift STETTIN/POMMERN auf eine Ansichtskarte und unterschrieb: „Euer treuer Vati!" Ihr kennt ihre Treue nicht? Ihr sollt sie kennenlernen! Ob allerdings dann seine Kinder noch zum Singen kämen: „Maikäfer fliege, der Vater ist im Kriege, Mutter ist im Pommernland, Pommernland ist abgebrannt?"

**Lübeck, Mecklenburg und Vorpommern und Kathreiner, der gute Malzkaffee.**

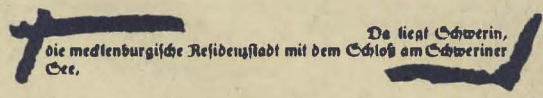
Und weiter gehts mit Kathreiner gen Westen.




So zum Beispiel „Heringsdorf, Bansin, Zinnowitz, Prerow auf dem Darß, Zingst und Hiddensee." Aber man möchte frei nach Hoffmann sagen: Es ist noch das alte herrliche Wasser, aber in die Brandung stürzen sich – Proleten.

Aber das soll sich ja nun bald ändern. Der „Graue Plan" des Herrn Mende sieht bereits die Verwendung des Feindvermögens vor. Danach können „Arbeitgeberverbände gebildet werden" und müssen „die Befugnisse des FDGB erlöschen". Und dann käme auch die „Überführung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in privatwirtschaftliche Betriebsformen . . ., bevorzugt" zu übergeben an Personen, „denen durch die sowjetzonale Bodenreform der Besitz entschädigungslos entzogen worden ist".

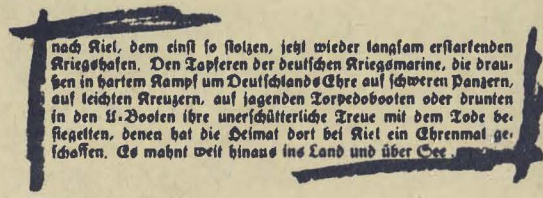
Dann käme auch der adlige Resident „heim ins Reich", und unser Reiseführer wäre ganz aktuell:




Weshalb sie diesen leuchtenden Plan bloß „grau" nennen? Weil uns das Grauen packen soll? Grau ist alle Theorie!

**Schleswig-Holstein, und — Kathreiner, unser guter deutscher Kneipp-Malzkaffee.**

Und weiter geht's die Küste entlang.




Um Deutschlands Ehre? Um Kathreiners und Krupps Profit. Denn: *Das* Gehalt machts!

Und so ist eigentlich hier wieder alles beim alten: In Kiel wurde ein Krupp-Denkmal eingeweiht, und am alten Marinedenkmal feierten sie in diesem Jahr das 75jährige. Und da saßen sie dann alle auf einem Haufen, die Herren von der Bun-

desmarine und die vom deutschen Marinebund und mittendrin der in Nürnberg verurteilte Dönitz. Alle vom echten deutschen Schrot und Korn, und . . .

und in jedem einzelnen Körnchen
steckt innen ein Kern. Ein dicker brauner Kern

*

Unser Reiseführer, die Plaudertasche, gab uns noch manches andere zum besten.

Heinrich der Löwe erkämpfte und ertrotzte einst mit Schwert und Blut die vier Länder. Lüstern griffen Dänen danach.

So ähnlich gab er's auch den Russen und so. Und wenn er nicht gestorben ist, schreibt er heute westdeutsche Schulbücher.
Und auch Schlesien, erzählte er, war einst in großer Not.

Bis der auf den Plan trat, der endgültig mit eiserner Energie, rastloser Arbeit und unter furchtbaren Kämpfen in drei Kriegen Schlesien für Preußen, für Deutschland erkämpfte. Er, der große Friedrich wußte, daß sich um Schlesien solch Kampf lohnte!

Und deshalb wird die Bundeswehr „alljährlich am 24. Januar, dem Geburtstag Friedrich II., auf Burg Hohenzollern, des Alten Fritz gedenken", sagte ihr Generalmajor Lechler, „keine Armee der Welt kann es sich leisten, große Vorbilder zu vergessen."
Aber der Reiseführer nannte auch Namen voller Trauer.

Magdeburg, das der Tilly am 10. Mai 1631 in Flammen aufgehen ließ, ein Geschick, das keiner anderen deutschen großen Stadt je vorher oder nachher widerfuhr.

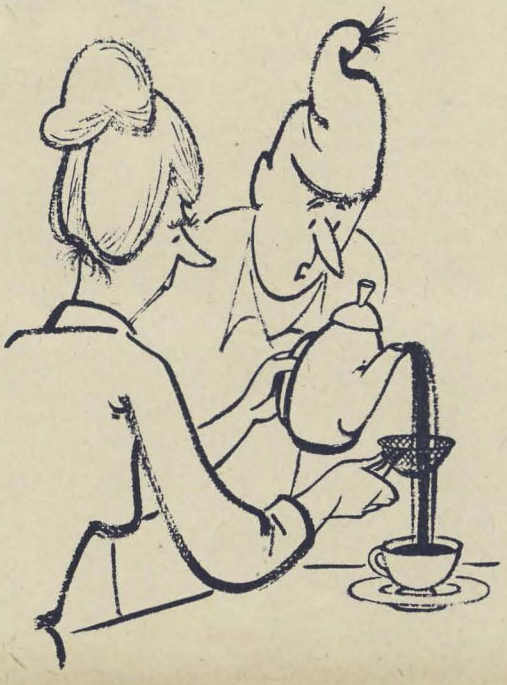
Ja, er kannte damals seine amerikanischen Freunde noch nicht. Oh Dresden, Dresden! Oh, Dresden! Der Bundeswehrpilot, den man fragte, ob er Dresden mit einer Atombombe belegen würde, der sagte nur knapp mit „Pommerntreue": „Jawohl!"
Und er ist nur ein gleicher unter vielen.

und in jedem einzelnen Körnchen
steckt innen ein Kern. Ein dicker brauner Kern

**„Wenn es so ist, darf eben auch kein Kaffeegrund existieren!"** Zeichnungen: Klaus Arndt

**Wenn der Topf aber nun ein Loch hat . . .**

**„Das ist genau wie mit den Bundeswehroffizieren. Auch nach dem Sieben weiter das gleiche Braun."**



Eine Steilauffahrt wird genommen. Befestigte und unbefestigte Steigungen bis zu 65% zu überwinden ist eine Forderung beim Erproben.

# „URAL" auf der Prüfstrecke

Wie bereits aus den Illustrationen dieses Beitrages ersichtlich ist, wird hier nicht über eine geologische Untersuchung des erdteiltrennenden Gebirges geschrieben, sondern über die Erprobung des neuesten geländegängigen Kraftfahrzeugs der Nationalen Volksarmee, des „Ural" 375 D.

Seit einiger Zeit steht der bullige 5-Mp-LKW sowjetischer Produktion den Truppenteilen als Transport- und Zugmittel zur Verfügung. Damit ist ein bedeutender Schritt getan worden, den Kfz.-Park unserer Armee weiter zu modernisieren. Was muß eigentlich ein solches Militärfahrzeug leisten, was muß es mitbringen? Aufschluß darüber gibt die militärische Erprobung. Bevor ein neuer geländegängiger Kfz.-Typ in die Produktion geht oder in die NVA eingeführt wird, unterzieht ihn die Armee einer eingehenden Prüfung, die natürlich den Belangen des militärischen Einsatzes angepaßt ist. Das ist heutzutage international so üblich, denn moderne Militärfahrzeuge werden nicht mehr losgelöst von der allgemeinen Fahrzeugindustrie entwickelt. Im Gegenteil, sie entstehen als Gemeinschaftsprodukt von Armee und Industrie. Die spezifische Armee-Erprobung bezieht sich auf das gesamte Fahrzeug, auf seine allseitige technische Zuverlässigkeit, auf die Fahr- und Transportmöglichkeiten bei extremen Fahrbahnbedingungen und auf die größtmögliche Verwendbarkeit für militärische Zwecke.

Diese militärische Erprobung geschieht unabhängig von der normalen Werkserprobung, weil dort der für die Armee wichtigsten Seite – der Geländegängigkeit – nicht die große Aufmerksamkeit geschenkt werden kann.

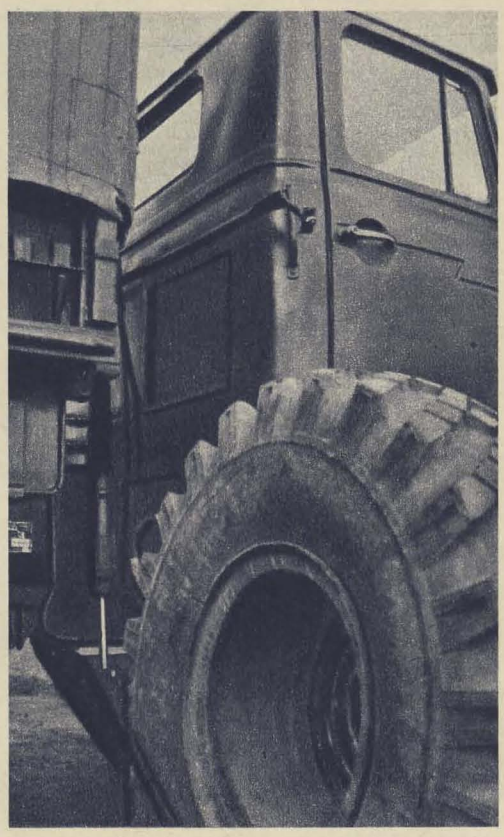
Es ist heute jedermann klar, daß nur das Transportmittel im Gefecht bestehen kann, das in der Lage ist, mit eigener Kraft auch schwierige Geländehindernisse zu überwinden. Nach diesem Grundsatz ist die Prüfstrecke aufgebaut, über die auch der „Ural" mußte . . .

Die „Reise" begann fast harmlos. Eine Strecke über ausgefahrene Waldwege, einige hundert Meter „Sandbahn". Dann lag ein von Laufgräben, MG-Nestern, Schützenmulden und Trichtern übersätes Stück Erde vor den Vorderrädern des „Ural". Jedem Kraftfahrer würde es verständlicherweise davor grausen, dort ohne Markierungen hindurchzufahren. Noch dazu mit 4500 kp Nutzlast oder einigen Tonnen Anhängelast. Den Testfahrern aber war der Geländeabschnitt gerade recht. Ein Blick nach links, einer nach rechts – wo sind die scheußlichsten Löcher? Und nun hinein ins Vergnügen! Mit den rechten Rädern immer schön auf der Grabensohle entlang, die linken oben daneben, so zog der „Ural" ruhig dahin. Eine MG-Stellung – was störts? Eintauchen und wie ein Panzer auf der anderen Seite hinaufklettern, spielend geschafft. Die Profile der großvolumigen Niederdruckreifen pressen eine markante Spur in den Boden. Das nächste Element, die Verwindungsstrecke, naht. Hier wird das Verhalten des Fahrzeuges bei seitlicher Neigung überprüft. Die Achsen neigen sich bedenklich, die vordere nach hier, die mittlere nach dort, die hintere entweder nach dieser oder jener Seite. Die Räder haften, das Fahrzeug zieht seinen Kurs. Ein Panzergraben ist zu überwinden, eine steile Böschung zu erklimmen, Baumstämme liegen quer zur „Fahrbahn", niemand räumt sie fort, denn der „Ural" muß drüber. Und dann wieder feinster Sand, Geröll, Schlamm, neue Trichter und Gräben. Hindernis auf Hindernis stellt sich dem LKW in den Weg. Als wären sie Schlaglöcher in einer Straße zweiter Ordnung, so „beachtet" sie das schwere Fahrzeug. Die Sicherheit, mit der alle diese Hindernisse genommen werden, könnte bei oberflächlicher Betrachtung zu falschen Schlußfolgerungen führen, daß alles gar nicht so schlimm ist. Aber eine solche Erprobung stellt

**In künstlichen Furten muß das Fahrzeug seine Fähigkeit beweisen, Wasserhindernisse bis zu 1500 mm Tiefe durchwaten zu können. Dazu kann sein Auspuffrohr hochgezogen werden. Die Luft zieht er aus dem „Schornstein" an der rechten Seite des Fahrerhauses.**

Anfahrt des „Ural" an eine Böschung zur Überprüfung seines Verhaltens bei seitlicher Neigung.

◀



eine Zerreißprobe für das Fahrzeug dar, eine Prüfung auf Herz und Nieren. Die Prüfer sammeln dabei eine Menge Erfahrungen, die später der Ausbildung der Kraftfahrer zugute kommen.

Der „Ural" ist erprobt und hat alle in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt. Erhärtet wurde das in den vergangenen Übungen, bei denen der „Neue" dabei war. Er entspricht in hohem Maße den Erfordernissen des modernen Gefechts und übertrifft mit seinen Leistungsdaten alle bisherigen LKW-Typen dieser Klasse. **K. E.**

▲

Ohne die hydraulische Absenk- und Hebevorrichtung könnten zwei Mann kaum das Ersatzrad bewältigen.

Ein „Bein" im Graben, eins oben, so durchquert der LKW das Graben- und Trichtergelände.

Karte: Els

# GEFRAGT–GEANTWORTET

*„Welche Bedeutung hatte die Armee bei wichtigen, oft reaktionären Veränderungen im Leben einiger Staaten Afrikas und Asiens?"*
*„Könnten Sie die Rolle der Armee am Beispiel Indonesiens näher erläutern?"*
*Auf diese und ähnliche Fragen unserer Leser möchten wir im folgenden antworten.*

Es ist tatsächlich so, daß in keinem Lande Afrikas, Asiens und Lateinamerikas bedeutende politische Veränderungen entgegen dem Willen einer geschlossen auftretenden Armee vor sich gingen. Es gibt auch kein Beispiel für den Sturz einer von der gesamten Armee unterstützten regierenden Militärgruppe durch andere Kräfte.
Natürlich drücken auch die Armeen der Entwicklungsländer objektiv bestimmte Klasseninteressen aus. Aber das sind erstens nicht unbedingt die Interessen nur einer, z. B. der herrschenden Klasse, und dazu kommen zweitens noch die Interessen der Armee selbst.
Die große politische Rolle der Armee ist von dem gesamten Entwicklungsstand der Nation nicht zu trennen. Die Armee ist oft faktisch die einzige gesamtnationale Organisation der Gesellschaft; denn im allgemeinen haben in diesen Staaten, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, die Stammes- und regionalen Bindungen noch den Vorrang vor dem Gefühl der Zugehörigkeit zu einer einheitlichen Nation.

Der indonesische General Nasution drückte diese Tatsache in einem Interview mit der westdeutschen Zeitung „Die Welt" vom 14. Juni 1966 mit folgenden Worten aus: „Unsere Streitkräfte haben eine besondere Funktion... Sie sollen als eine wichtige Gruppe durch ihr Können, ihre Mittel und ihre zahlenmäßige Stärke dazu beitragen, das Ziel der Revolution (d. h. die Ziele der Armeeführung – d. V.) zu erreichen."
Auch in den jungen Nationalstaaten ist die Armee gezwungen, die Errungenschaften der modernen Militärtechnik relativ schnell zu übernehmen. Das führt dazu, daß Teile der Armee die Rückständigkeit des Staates besonders empfinden, für Veränderungen eintreten und sich so zu einem Faktor der Konsolidierung der Nation entwickeln können. Natürlich heißt das nicht, daß die Armee überall in den afro-asiatischen Ländern eine demokratische, revolutionäre Kraft darstellt. Gemessen an den 51 afro-asiatischen Staaten spielte die Armee nur in wenigen Ländern eine revolutionär-demokratische Rolle (VAR, Burma, Algerien, Syrien, Jemen, Irak). In der Regel erfüllte die Armee die Funktion des Schutzes konservativer Verhältnisse.
Die Entwicklung und Rolle der indonesischen Armee bestätigt diese allgemeinen Aussagen. Sie entstand und festigte sich vor allem im antiimperialistischen Kampf gegen den japanischen Militarismus (1942–1945) und später gegen die holländischen und englischen Kolonialisten (1945

bis 1949). Dieser Befreiungskampf formte im wesentlichen den Gesamtcharakter der Armee als ein nationales, antiimperialistisches Organ, und sein Einfluß ist auch heute noch in Teilen der Streitkräfte, insbesondere in der Luftwaffe und in der Marine spürbar.

Das antiimperialistische Auftreten der Armee, insbesondere der Armeespitze, im militärischen Kampf, war jedoch nicht mit demokratischen Forderungen hinsichtlich der Innenpolitik sowie der Gestaltung der Auslandsbeziehungen verbunden. Im Gegenteil, hier zeigte sich, daß der bürgerliche Nationalismus der Armeeführung, obwohl er einen antiimperialistischen Aspekt hat, sich direkt gegen die demokratischen Kräfte des Landes wandte. Die führende Offizierskaste, die ihre Militärausbildung in der Regel an den Akademien kapitalistischer Länder erhielt, zeigte sich an der Erhaltung der alten Ordnung interessiert, zieht aus ihr Vorteile und tritt gegen eine demokratische Entwicklung in der Innen- und Außenpolitik auf.

So ging die indonesische Armeeführung sowohl 1948 als auch im September 1965 skrupellos gegen die progressiven Kräfte des Landes und der Armee vor, als diese durch ihren wachsenden Einfluß immer mehr Gewicht im politischen Leben des Landes gewannen.

Im Herbst 1948 kam es zur sogenannten Madiun-Affäre, als die Kommunistische Partei Indonesiens, deren Einfluß zu dieser Zeit besonders schnell stieg, beschuldigt wurde, in Madiun, einer Stadt auf Java, einen Staatsstreich durchführen sowie einen Sowjetstaat proklamieren zu wollen. Daraufhin setzte die damalige reaktionäre Regierung den gesamten Staatsapparat gegen die Mitglieder und Anhänger der PKI ein. Die Parteiführung mit Musso an der Spitze wurde ermordet sowie Tausende Kommunisten und andere Demokraten. Die Gesamtzahl der Opfer wird oft auf 30 000 geschätzt.

Zugleich kam es zu einer „Reinigung" des Staatsapparates einschließlich der Armee. Nach Angaben des reaktionären amerikanischen Indonesienspezialisten Arnold C. Brackman sympathisierten vorher ungefähr 35 Prozent der Streitkräfte mit den linken Kräften, wobei etwa 40 000 Armeeangehörige, darunter viele Offiziere, fest zur Kommunistischen Partei hielten. Im Verlaufe der „Reinigung" änderte sich das politische Profil der Steitkräfte zu Gunsten der rechten Kräfte.

Seit September 1965 vollzog sich in der indonesischen Armee, in der die demokratischen Kräfte wieder erstarkt waren, ähnliches. Sie wurde zu einem Werkzeug der Reaktion, derem Terror nach Angaben der britischen Zeitschrift „The Economist" mindestens 250 000 Menschen zum Opfer fielen. Eine solche Entwicklung entwertet die antiimperialistischen Traditionen der Streitkräfte Indonesiens, und der Imperialismus versucht folgerichtig, die antidemokratischen Züge der indonesischen Armee in seinem Interesse auszunutzen.

*M. K.*

## Die Mappe mit dem Türkenstern

*Fortsetzung von Seite 37*

für Steinert sehr überraschend. Und erst in Waldners Dienstzimmer begannen sich seine Gedanken wieder etwas zu ordnen.

„Sie werden entschuldigen", erklärte der Hauptmann, „aber Leutnant Posner mußte Ihren Angriff auf die Genossin Heinze natürlich mißverstehen."

Steinert blickte erstaunt zwischen dem Mädchen mit dem Madonnengesicht und dem Zweizentnermann hin und her. Dann bemerkte er, daß gerade jemand aus dem Zimmer geführt wurde, ein junger Bursche, und er rief verblüfft: „Bollermanns Ältester!"

„Ja", sagte Hauptmann Waldner. „Er hatte auf dem Bahnhof die Mappe gestohlen, und der Genossin Heinze fiel er kurz darauf auf, wie er um den Koffer einer älteren Dame herumstrich. Deshalb ging sie ihm nach. Von der Mappe wußte sie allerdings noch nichts."

„Er muß aber gemerkt haben, daß ich ihm folgte", warf das schwarzhaarige Mädchen nun ein. „Deshalb schickte er, um mich zu täuschen, den Fahrstuhl nach oben und schlich sich in den Keller. Dann hörte er vermutlich den Fahrstuhl wieder im Erdgeschoß halten und jemanden einsteigen. Da er glaubte, es wäre sein Verfolger, rief er die Kabine nach unten. Der Schlag, den Sie bekamen, galt also mir."

Nachdenklich starrte Jochen vor sich hin. „Aber weshalb konnte er Ihnen entkommen?" fragte er dann.

„Weil Sie nicht wieder auftauchten", erklärte sie. „Der Fahrstuhl fuhr, wie ich glaubte, leer wieder nach oben. Das machte mich stutzig, und ich lief die Treppe hinunter. Da fand ich Sie – aber inzwischen entwischte er. Er hatte den leeren Fahrkorb nur imitiert, indem er sich bei geöffneter Kabinentür auf die Scheuerleisten stellte. Daß er im selben Hause wohnte, das wußte ich zu dieser Zeit noch nicht."

„Ich begreife", murmelte Steinert. „Und weil er dachte, die Mappe könnte ihn verraten, warf er sie in eine der Mülltonnen, die heute ja geleert wurden."

„Ganz recht", ergänzte Hauptmann Waldner. „Leider sah er vom Fenster aus, wie Sie entgeistert in die Tonne starrten, und holte das Ding wieder raus, als Sie zum Telefon liefen. Das wiederum bemerkten andere Hausbewohner, die wir befragten. Und die Tasche fanden meine beiden Mitarbeiter vorhin bei der Wohnungsdurchsuchung."

„Etwa auch meine Uhr?" fragte Steinert.

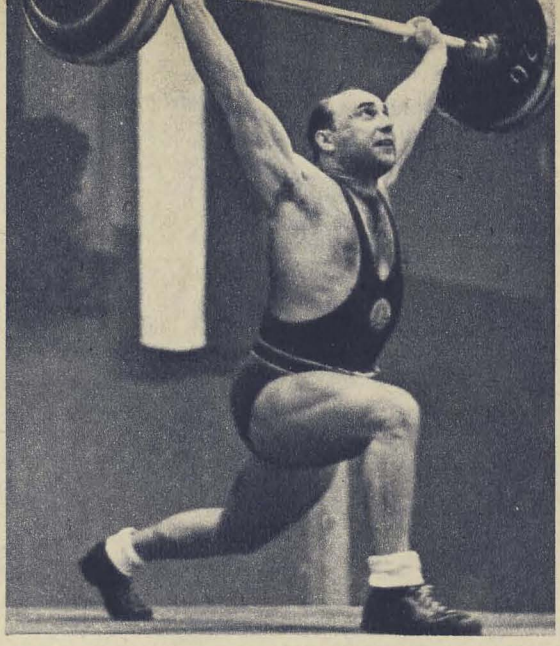
„Ihre Uhr fand sich ebenfalls", warf nun Leutnant Posner ein, „allerdings unten im Keller. Das Metallarmband war gerissen."

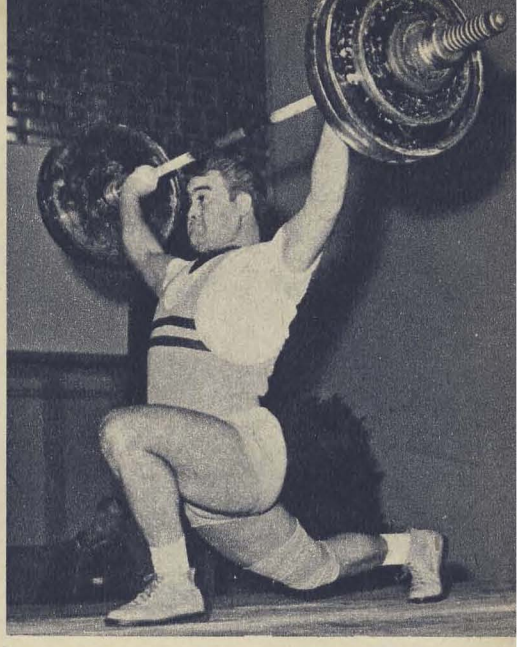
Jochen stand auf, um sich bei der schwarzhaarigen Volkspolizistin für seinen Überfall zu entschuldigen.

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen", unterbrach sie ihn jedoch. „Hätten Sie nicht den Türkenstern entdeckt, würden wir bestimmt jetzt noch nach dem Täter suchen."

Zeichnung: Luis Wilson, Kuba

*„Paß auf, Esmeralda! Mir ist's als hätte die Armee eine Offensive vor."*





**Gleiche Haltung, gleiche Gewichtsklasse: Mittelschwergewicht. Jedoch ein „kleiner" Leistungsunterschied von 120 kg: Günter Siebert (Bild links), von 1952 bis 1958 ununterbrochen Deutscher Meister, begann 1952 mit bescheidenen 310 kg. Oberfeldwebel Heinz Schelle, Deutscher Meister 1965, schaffte bereits 430 kg.**

# HANTELMÄNNER

## Die Gewichtheber des ASK Vorwärts Leipzig besuchte Klaus Weidt

Vor einiger Zeit ging eine Meldung durch die Zeitungen, die davon berichtete, daß Milo Barus in der DDR in den Ruhestand getreten sei. Dieser, ein früherer Artist, zerriß einst zentnerschwere Ketten und galt als stärkster Mann der Welt. Seine Glanznummer: Zwei Sportflugzeuge, die in Kairo starten wollten, hielt er in der Mitte an zwei Ketten fest.

Eine „Attraktion", mit der die Gewichtheber des ASK Vorwärts Leipzig natürlich nicht aufwarten werden. Generaloberst Keßler als Chef der Luftstreitkräfte würde sich auch sehr dagegen verwahren.

Was die Männer der starken Zunft jedoch an Gewicht umsetzen und zur Hochstrecke bringen, ist zwar auf den ersten Blick nicht so attraktiv, „wiegt" aber sicher genau so schwer. Ich bin überzeugt, an der Scheibenhantel hätte es der gute Milo Barus kaum mit ihnen aufnehmen können. Der Name des Artisten, der seine Kraft in klingende Münze umwandeln mußte, ist heute schon fast vergessen. Von einem Gewichtheber wie dem sowjetischen Weltrekordmann Juri Wlassow aber werden noch spätere Generationen mit Hochachtung sprechen.

Ihm und den anderen Hebern der Weltspitze nachzueifern, ist das Ziel der jungen Gewichthebermannschaft des ASK Vorwärts Leipzig.

Sie sind vielseitig, die Hantelmänner aus der Messestadt. Keine einseitigen, primitiven Kraftmeier sind heute gefragt, sondern wirkliche, allseitig ausgebildete Athleten.

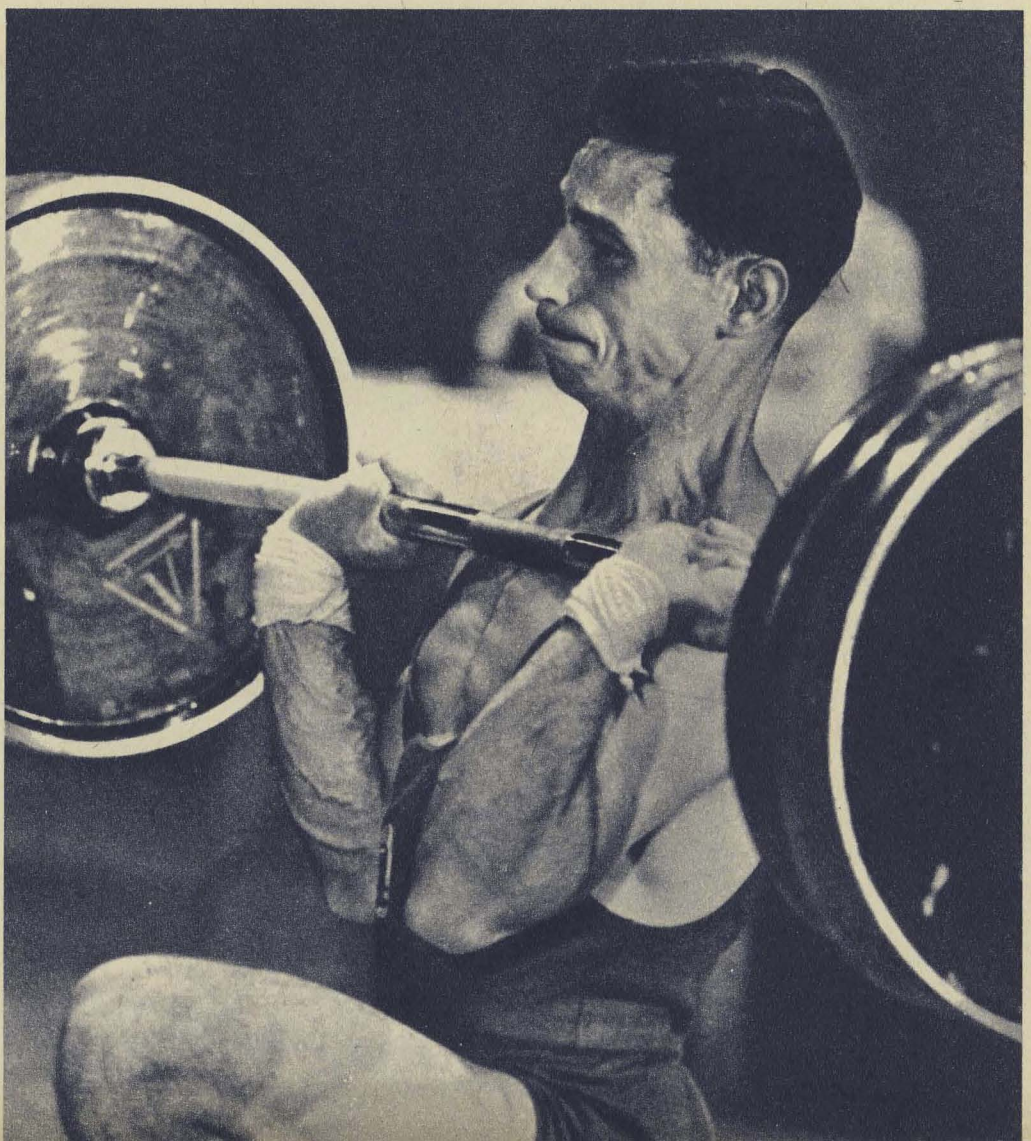
Der schwergewichtige Kurt Stemplinger durchläuft die 100-m-Strecke in 12,6 Sekunden. Erwin Miske ist noch um 1,1 Sekunden schneller. 11,5 — wer traut das schon einem Gewichtheber zu? Im Schlußweitspringen aus dem Stand überspringen sie ohne Ausnahme die 2,50-m-Marke. Auf Wunsch drücken die starken Männer einen exakten Handstand. Auch am Barren. Natürlich stoßen sie auch die Kugel. Stabsgefreiter Wolfgang Wachsmann erreichte fast 17 Meter. Beachtenswerte Leistungen . . .

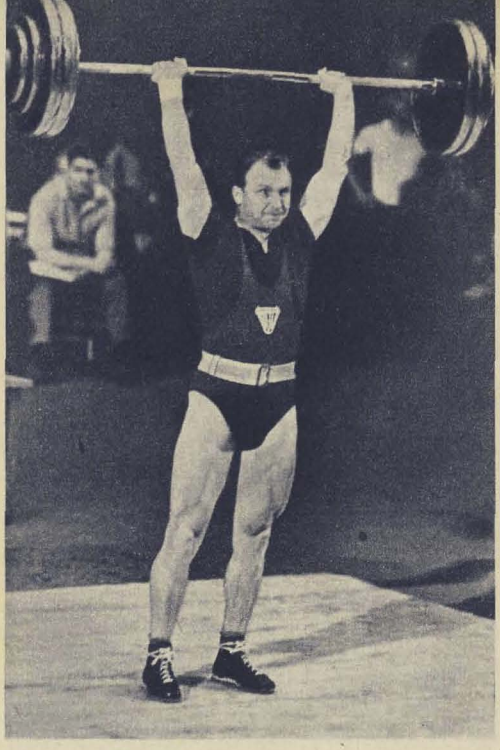
Ich habe auch ihre Steckenpferde entdeckt. Und ehrlich gesagt, ich war überrascht. Hobby Nr. 1 sind Fingerfertigkeiten. Mit ihren breiten Händen basteln sie Windmühlen aus Streichhölzern und fertigen kunstvolle Gipsschnitte an. Die größte Geschicklichkeit weist dabei ihr 110-kg-Mann Oberleutnant Kurt Stemplinger auf.

Ich habe ihnen beim Training zugesehen. Wäre ich mit Hut gekommen, ich hätte ihn ehrfurchtsvoll abgenommen. Tag für Tag müssen sie für Stunden an die Gewichte. An die 100 Tonnen und mehr setzt jeder wöchentlich um. Keiner lernt aus, die Komponenten Kraft, Technik und Schnelligkeit zu beherrschen. Keiner von ihnen kann es sich leisten, im Jahr länger als acht Tage zu pausieren, will er nicht die Ergebnisse vieler harter Trainingsstunden aufs Spiel setzen. So müssen sie selbst im wohlverdienten Jahresurlaub noch trainieren. Und oftmals bleibt der Lohn entbehrungsreicher Jahre versagt. Sekunden entscheiden bei Meisterschaften über Sieg und Niederlage. Wie oft leuchtet das rote Licht der Kampfrichter auf. Ungültig, nicht geschafft, aus . . .

Sechs bis acht Jahre braucht ein Aktiver in dieser Sportart, ehe er auf den internationalen Heberbühnen bestehen kann. Deshalb muß sich jeder Sportclub, der das Drücken, Reißen und Stoßen pflegt, rechtzeitig nach gutem Schwerathletiknachwuchs umsehen. Wer's versäumt, merkt's an der Rechnung, die ihm plötzlich präsentiert wird. Dem ASK erging es so. Bis 1962 bestimmte die Gewichtheberelite der Armee stets und ständig das Entwicklungstempo in der Republik. Zahlreiche Meistertitel und Rekorde belegen das. Namen wie Georg Miske, Dieter Göhring, Eberhard Hatt, Günter Siebert oder Rolf Sennewald haben heute noch im Lager der schweren Männer einen guten Klang. Als sie ihre aktive Laufbahn beendeten, standen jedoch hinter ihnen keine jungen Athleten, die ihre Plätze hätten einnehmen können.

Nerven und Muskeln aufs äußerste gespannt: Eberhard Hatt, 4facher Deutscher Meister im Leichtgewicht





Geschafft. Gültiger Versuch. (Rolf Sennewald)

## Visitenkarte der Mannschaft Gewichtheben des ASK Vorwärts Leipzig

Mannschaftsleiter: Hauptmann Klaus Wittenberg

Cheftrainer: Hauptmann Wilhelm Thom

Trainer: Major Kurt Helbig

Deutsche Einzelmeister-Titel: 59

Deutsche Mannschaftsmeister-Titel: 14

Deutsche Rekorde: über 1000

Medaillen bei Europameisterschaften: 7

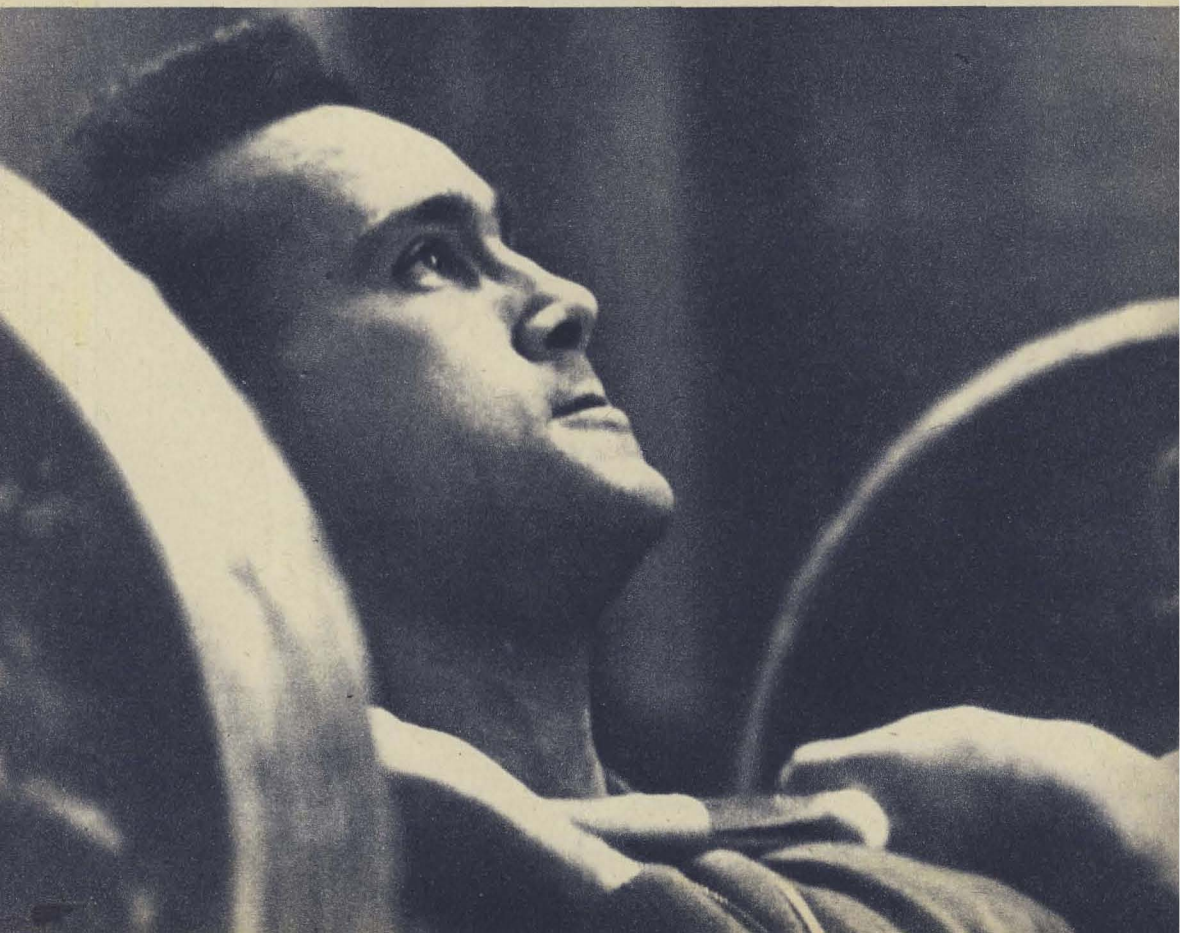
1mal Silber: Göhring (1957)

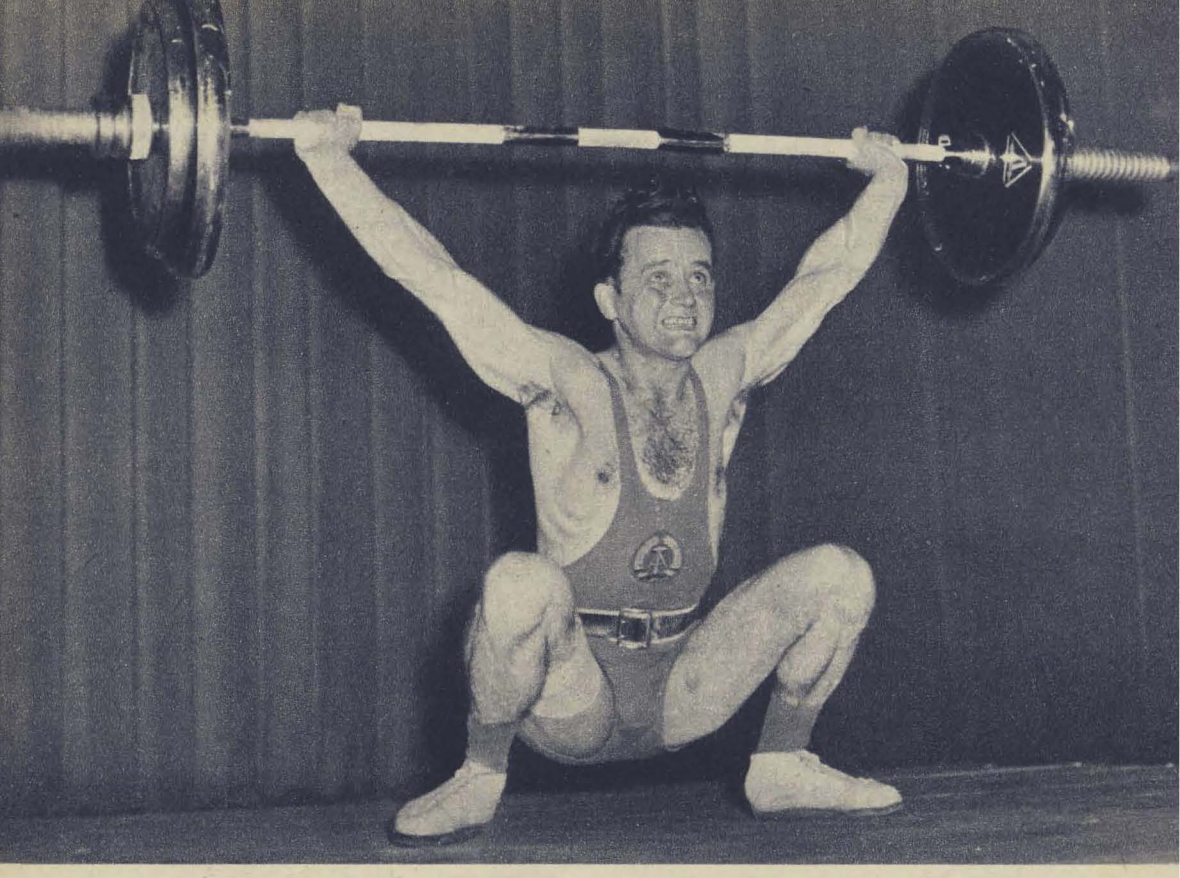
6mal Bronze: Siebert (1958 und 1959), Miske (1957 und 1958), Reck (1964), Stemplinger (1965)

Meister des Sports: Günter Siebert, Georg Miske, Kurt Helbig, Günter Franke, Eberhard Hatt, Dieter Göhring, Kurt Stemplinger, Dieter Czech, Hans Reck, Wolfgang Müller, Heinz Schelle, Rolf Sennewald

Verdienter Meister des Sports: Werner Neubert

Erwin Miske, möchte seinem „großen" Bruder Georg nacheifern.





**Federgewichtler Georg Miske brachte es in den Jahren von 1952 bis 1960 sogar auf acht Titel im olympischen Dreikampf**

So traten die neuen Trainer, Hauptmann Wilhelm Thom und Major Kurt Helbig, mit dem taufrisch unterschriebenen Staatsexamen in der Tasche ein schweres Erbe an. Wer vielleicht mehr Namen aus der Leipziger ASK-Mannschaft im diesjährigen Weltmeisterschaftsaufgebot unserer Republik erwartet hatte, der denke daran: Seit jener Wachablösung sind erst vier Jahre vergangen. Die Fehler der Vergangenheit konnten nicht mit einem Federstrich rückgängig gemacht werden.

Doch neue starke Männer lassen bereits heute wieder hoffen – auch was das oft noch ferne Weltniveau anbetrifft. Ich denke da an Mittelgewichtler Unterfeldwebel Gerhard Scholz, der bald mit Werner Dittrich, dem Weltklasseheber aus Zittau, konkurrieren möchte. Ich rechne auf den Gefreiten Heinz Becker, den Feldwebel Adolf Göthel, den Feldwebel Erwin Dittmer und andere . . .

„Sie sind alle sehr fleißig", lobt Cheftrainer Hauptmann Thom. „Sie stehen noch mitten in der Entwicklung, sie befinden sich erst auf dem Wege, der sie einmal zur internationalen Spitze führen soll. Es sind doch alles noch junge Dachse. Kurt Stemplinger ist der einzige der ‚Alten'. Doch der ‚Großvater', wie wir ihn manchmal spaßhaft nennen, kann noch die 500-kg-Grenze überschreiten."

Und sorgsam sind die Trainer heute darauf bedacht, daß es an Nachwuchs nicht mangelt. Ein Patenschaftsvertrag mit den jungen Gewichthebern in Magdeburg soll talentierten Kräften den Weg zum Klub ebnen. Zur Unterstützung von Übungsleiter Otto Schmerder weilt Major Helbig jede Woche einmal in Magdeburg und trainiert selbst die talentiertesten Jugendlichen. 405 kg brachte Dieter Schluricke im Leichtschwergewicht bereits zur Hochstrecke. Nur 5 kg fehlen ihm damit zur Norm „Meister des Sports". Noch in diesem Jahr soll der hochtalentierte Junge zum ASK delegiert werden. In Markkleeberg und in Zwickau bemüht sich vor allem Nachwuchstrainer Öhler darum, in den Schulen Kinder und Jugendliche für die Scheibenhantel zu begeistern. Der ehemalige Cheftrainer Werner Neubert arbeitet in Leipzig-Gohlis mit Jugendlichen, und in Pegau wird Hauptmann Thom eine Trainingsgruppe betreuen. Um vielleicht auf kräftige Soldaten zu stoßen, veranstaltete die Mannschaft im Rahmen der Armee Turniere unter der Losung „Starke Männer gesucht", und nicht zuletzt unterstützten sie tatkräftig den populären Fernwettkampf „Wer sind die stärksten Männer der Armee?"

Sicher wird diese intensive Nachwuchsarbeit eines Tages ihre Früchte tragen.

Wer sich für die Traditionen der Mannschaft interessiert, wird gewiß überrascht sein. Ihr Ursprung geht auf den 6. Februar 1951 zurück. Der

**Der Deutsche Mannschaftsmeister 1965, ASK Vorwärts Leipzig. Kniend (v. l.): Lehmann, Franzak, Miske. Stehend (v. l.): Trainer Helbig, Scholz, Sennewald, Schelle, Pfeil, Stemplinger, Trainer Thom.**

heutige Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, damals Chef der KVP, hatte sich persönlich für die Entwicklung des Gewichthebens in den bewaffneten Kräften engagiert. Ihr erster Trainer – und er blieb es zehn Jahre lang – war Werner Neubert, der damals an alle Dienststellen Rundschreiben schickte und nach Talenten forschte. Einer wurde ohne große Begründung nach Leipzig kommandiert: Kurt Helbig. Man sagte ihm, es handle sich um eine Schwerathletik-Mannschaft, und so nahm er seine – Boxhandschuhe mit. Daß der Boxer Helbig zu den Hantelmännern kam und auch bei ihnen blieb, hat schon seine Richtigkeit. War doch sein Vater, ebenfalls Kurt Helbig, bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam Olympiasieger im Leichtgewicht der Heber geworden . . .

Die Spreu trennte sich vom Weizen. Das eiserne Training begann bald. In einer schon leicht vergilbten Chronik der Mannschaft fand ich Zeilen über die Gründerjahre: „Es waren harte, aber faire Auseinandersetzungen. Kampf um jedes Pfund . . . Erfahrungen wurden gesammelt, Fehler teuer bezahlt." Die ersten Trainingsversuche wurden in der Personalabteilung eines Kommandos unternommen.

Es gab unvergeßliche Ereignisse.

So, als Georg Miske in der Olympiastadt Melbourne einen viel beachteten sechsten Platz unter den weltbesten Federgewichtlern belegte.

So, als die Gewichtheber als erste Delegation der NVA 1956 polnischen Boden betraten und von der herzlichen Gastfreundschaft begeistert waren.

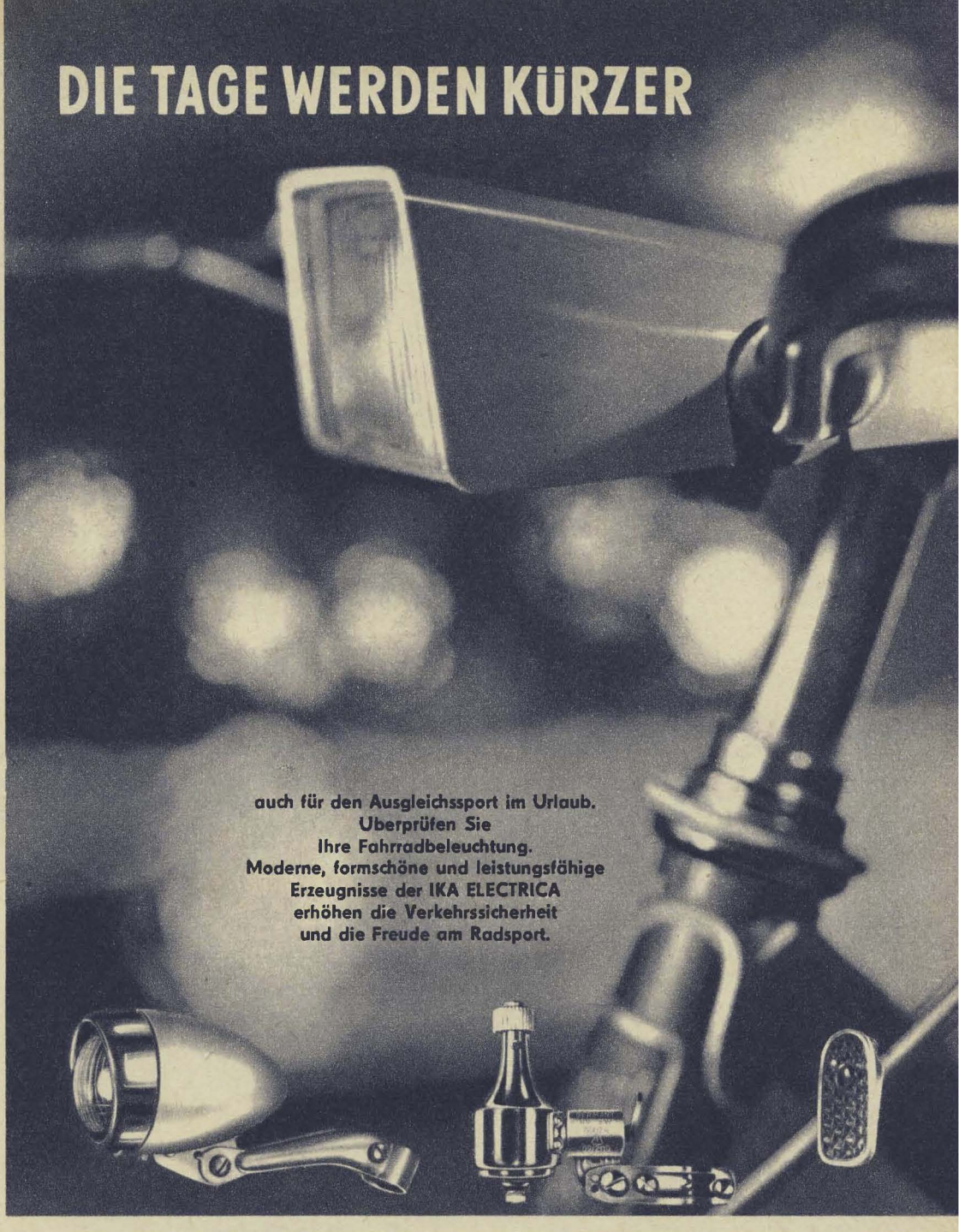
So, als die Sommerspartakiade die befreundeten Armeen nach Leipzig rief. Kurt Stemplinger stand damals mit der bronzenen Medaille auf dem Podest neben dem Sieger Juri Wlassow, mit dem ihn seither eine gute Freundschaft verbindet.

So, als man Dieter Göhring beim Armeesportklub einen „großen Bahnhof" bereitete, weil er von den Europameisterschaften mit einer Silbermedaille heimkehrte.

Erfolge und Niederlagen. Freude und Enttäuschungen. Worte des Lobes und heftige Kritik. Ereignisse, die man nie vergißt, und solche, die man aus der Erinnerung streichen möchte. Wie überall im Sport, so auch hier. Und wie überall ist man den Weg nach vorn gegangen und wird ihn auch weiterhin nach vorn gehen. Und warum sollte nicht auch eines Tages eine Meldung durch die Zeitungen gehen, die davon berichtet, daß ein Athlet namens XY vom ASK Vorwärts Leipzig in den Abendstunden des Vortages Weltmeister geworden ist . . .

| *Leistungen 1952* | | | *Heutige Bestleistungen* | |
|---|---|---|---|---|
| 190 kg | Schaal | Bantamgewicht | 310 kg | Reck |
| 275 kg | Miske | Federgewicht | 325 kg | Reck |
| 270 kg | Helbig | Leichtgewicht | 357 kg | Dittmer |
| 275 kg | Rast | Mittelgewicht | 400 kg | Scholz |
| 295 kg | Gaßon | Leichtschwergewicht | 415 kg | Sennewald |
| 310 kg | Siebert | Mittelschwergewicht | 430 kg | Schelle |
| 280 kg | Schindler | Schwergewicht | 475 kg | Stemplinger |

# DIE TAGE WERDEN KÜRZER



auch für den Ausgleichssport im Urlaub.
Überprüfen Sie
Ihre Fahrradbeleuchtung.
Moderne, formschöne und leistungsfähige
Erzeugnisse der IKA ELECTRICA
erhöhen die Verkehrssicherheit
und die Freude am Radsport.

# IKA ELECTRICA

## Blackburn B. 103 „Buccaneer" (England)

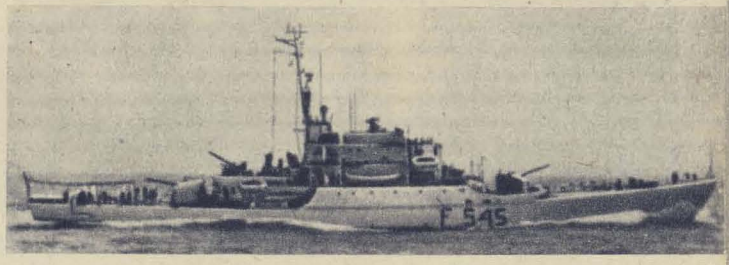
Taktisch-technische Daten:

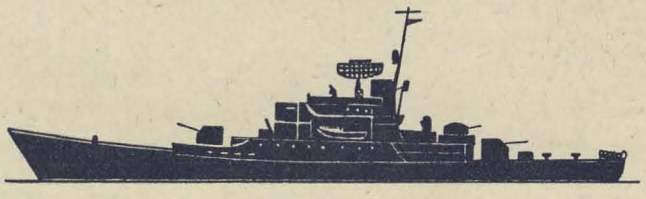
| | |
|---|---|
| Abflugmasse | etwa 19 000 kg |
| Länge | 19,00 m |
| Spannweite | 12,95 m |
| Höhe | 4,88 m |
| Höchstgeschwindigkeit | 1158 km/h in Bodennähe |
| Triebwerke | 2 Turbinenluftstrahltriebwerke |
| Bewaffnung | verschiedene Abwurfwaffen einschließlich Kernwaffen |
| Besatzung | 2 Mann |

Entwickelt und gebaut von der britischen Blackburn and General Aircraft Ltd. Ursprüngliche Bezeichnung N. A. 39. Entwicklung und Erprobung erfolgten mit amerikanischer Finanzhilfe. Eingesetzt in kleiner Stückzahl bei den britischen Seefliegerkräften. Erstflug des Prototyps am 30. April 1958, Beginn der Serienproduktion 1958. Das Rumpfheck ist hinter dem Leitwerk als aerodynamische Bremse ausgelegt.



## Fregatte „Albatros" (Italien)



Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Wasserverdrängung | 800 . . . 950 ts |
| Länge | 79 m |
| Breite | 9,5 m |
| Tiefgang | 2,8 m |
| Höchstgeschwindigkeit | 24 sm/h |
| Fahrtstrecke | 2400 sm |
| Bewaffnung | 2 Geschütze 76 mm; 1 Flak 40 mm Zwilling; 2 reakt. und 4 herk. Wasserbombenwerfer und Ablaufgerät |
| Besatzung | 109 Mann |
| Antrieb | 2 Dieselmotore zu je 2300 PS |

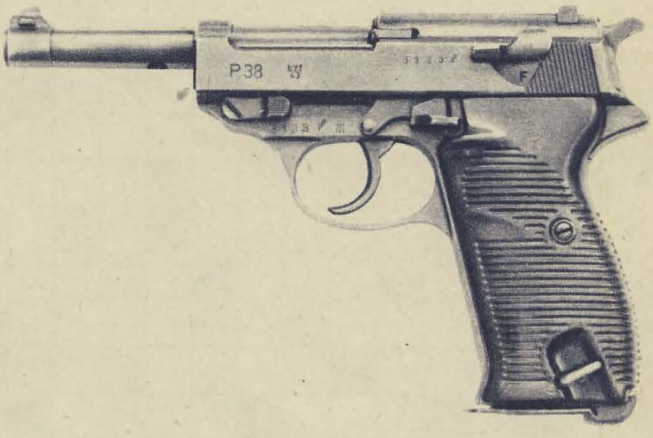
Die Fregatte „Albatros" wird in der italienischen und dänischen Flotte eingesetzt. Ihr Verwendungszweck liegt in der Fliegerabwehr und U-Jagd bei Geleitsicherung. Sie kann ferner als Funkmeßvorposten (mit entspr. Anlage – wie Schattenriß) und bedingt als Führungsschiff für kleinere amphibische Einheiten eingesetzt werden.

## Pistole 38 (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Kaliber | 9 mm |
| Masse | 0,87 kg |
| Gesamtlänge | 215 mm |
| Anfangsgeschwindigkeit | 320 m/s |
| Visierreichweite | 50 m |
| Schußentfernung | |
| – maximale | 1600 m |
| – günstigste | 50 m |
| Feuergeschwindigkeit | 32 . . . 40 Schuß/min |
| Munition | Pi-Patrone 08 |
| Masse des Geschosses | 8 g |
| Masse der Patrone | 12 g |

Die Pistole 38 ist in Aufbau und Handhabung unkompliziert. Die Weiterentwicklung dieser Waffe ist die Pistole P 1 der westdeutschen Armee.

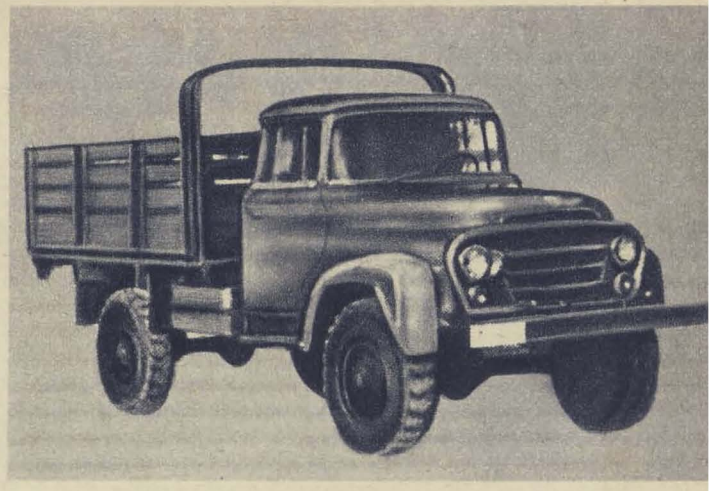




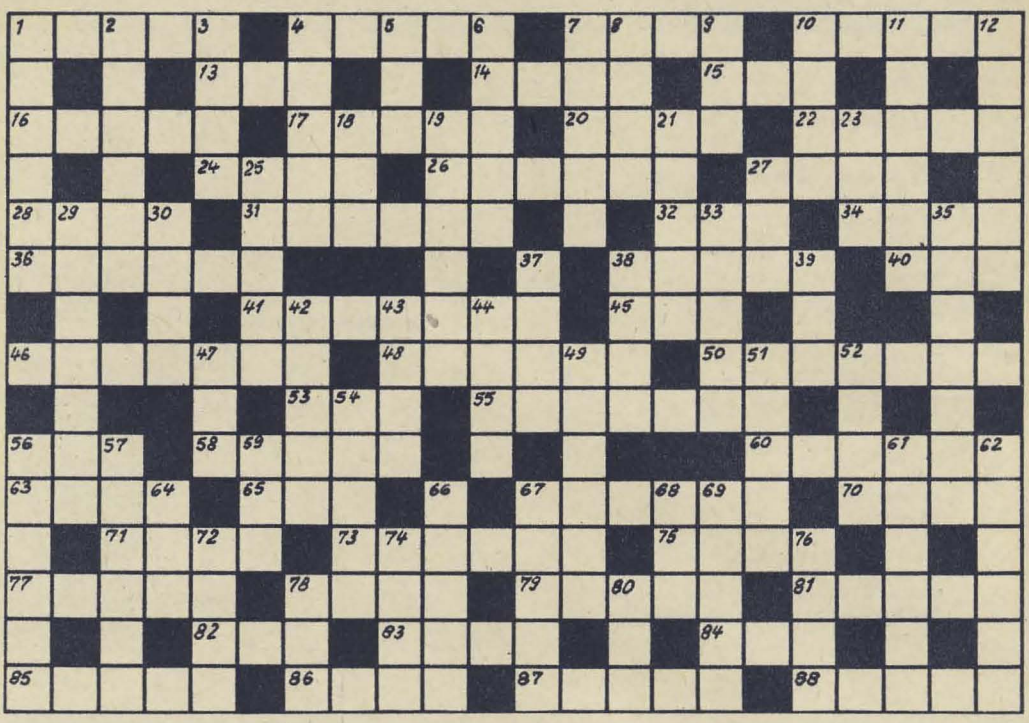

## LKW Carpati SR-132 (SR Rumänien)

Taktisch-technische Daten:

| | |
|---|---|
| Leermasse | 3750 kg |
| Länge | 5885 mm |
| Höhe mit Plane | 2580 mm |
| Ladefläche | 3043 × 2088 mm |
| Bodenfreiheit | 270 mm |
| Nutzlast | 2000 kp |
| zul. Gesamtmasse | 5750 kg |
| max. Geschwindigkeit | 100 km/h |
| Fahrbereich | |
| – Straße | 1200 . . . 1500 km |
| – Gelände | 650 km |
| Steigfähigkeit | 61% |
| Watfähigkeit | 650 mm |
| Motor | 8 Zyl. 4-Takt-Otto 140 PS bei 3600 U/min. |



Der LKW Carpati wird in der Rumänischen Volksarmee als Mannschafts- und Materialtransportmittel eingesetzt. Das Fahrzeug kann Steigungen bis 21% mit 45 bis 50 km/h befahren sowie losen Schnee bis 0,5 m Tiefe und Sumpf und Sand bis 0,3 m Einsinktiefe überwinden.



## KREUZWORTRÄTSEL

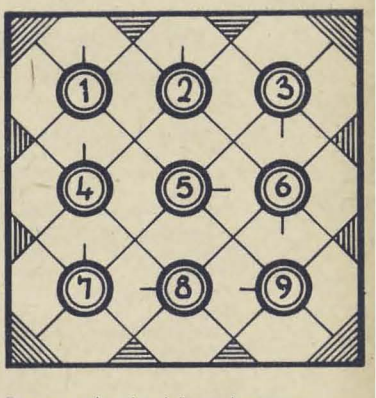
**Waagerecht:** 1. tschech. Schriftsteller u. Journalist, Spanienkämpfer, 4. Gipsornamentik, 7. südamerik. Staat, 10. russ.: Funke, 13. weibl. Vorname, 14. Erfinder des Telefons, 15. tschech. Reformator, 16. Antreteordnung, 17. Verladevorrichtung, 20. poln. LKW, 22. Stadt in Jordanien, 24. Nebenfluß der Havel, 26. hervorragender span. Kommandeur der republikan. Armee, 27. mongol. Viehzüchter, 28. Versdichtung, 31. Südfrucht, 32. span. Küstenfluß, 34. lateinamerikan. Währung, 36. feines Liniennetz, 38. Stadt in Norditalien, 40. nord. Hirschart, 41. Autor des Romans „Kleiner Mann was nun?", 45. Strom in Sibirien, 46. Alpenpaß, 48. Mustergewicht, 50. Angehöriger des gastronom. Gewerbes, 53. Fluß in der VR Polen, 55. Bestandteil der Erdrinde, 56. Antilopengattung, 58. Stadt in Mittelitalien, 60. Mineral, 63. Verschlußteil, 65. Sprecher des olymp. Eides in Tokio, 67. Kunststoff, 70. deutscher Schriftsteller, 71. Bezeichnung für Paradies, 73. Zeitraum von 10 Tagen, 75. russ. Männername, 77. Rechtschreibebuch, 78. sagenhafte Königin von Sparta, 79. männl. Vorname, 81. Gärprodukt, 82. Getränke, 83. Gestalt aus „Egmont", 84. Nebenfluß der Donau, 85. nord. Vogel, 86. Laubbaum, 87. Wasserrose, 88. Spielkartenrest.

**Senkrecht:** 1. Teil des Hauses, 2. brasil. Hafenstadt, 3. schweizer. Schriftsteller, 4. chem. Kampfstoff, 5. Stadt an der Donau, 6. geometr. Figur, 7. Start- u. Landeplatz, 8. Sowjetbürger, 9. Zeitmesser, 10. Nebenfluß der Donau, 11. Vulkanöffnung, 12. franz. kommunist. Schriftsteller, 18. span. fortschrittl. Dichter, 19. Werbemittel, 21. Form der sowj. Kollektivwirtschaft, 23. Vorgebirge, 25. Musikinstrument, 27. Papagei, 29. Geschoß, 30. engl. MPi, 33. Heidepflanze, 35. Strom in Afrika, 37. Düngemittel, 38. Sprengkörper, 39. längster Strom der Erde, 42. chem. Element, 43. Strom in Sibirien, 44. Schachfigur, 47. Stadt in Jugoslawien, 49. kleinste Pferderasse, 51. Auserlesenes, 52. Industriestadt in Frankreich, 54. positive Elektrode, 56. Passagierraum an Luftschiffen, 57. Ostseeinsel, 59. elektr. geladenes Mosseteilchen, 61. Teil der Dampfmaschine, 62. Werbeschlagwort, 64. Stadt in Holland, 66. Maßeinteilung an Meßgeräten, 67. Vorbild, 68. Lotterieanteil, 69. kleines Raubtier, 72. Schwimmvogel, 74. Stadt in Holland, 76. Stadt in Belgien, 78. poet.: Löwe, 80. Vertiefung.

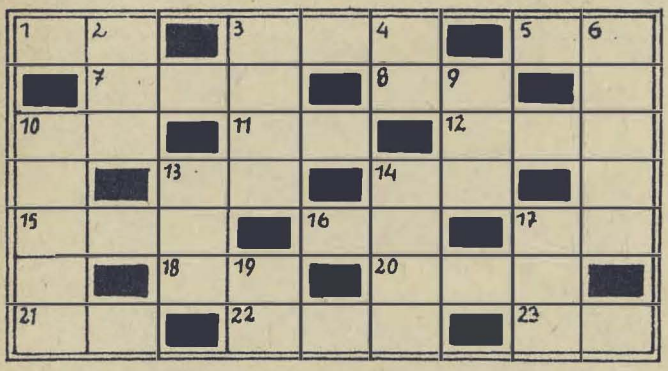
## ZUM RECHNEN

Zur weiteren Auswertung liegen Luftbilder eines Erkundungsfluges von einem ebenen Gelände vor. Die Bilder wurden mit einer Weitwinkelkamera aufgenommen. Die Brennweite des Objektivs ist f = 100 mm, der Bildmaßstab 1 : 20 000. Wieviel Meter über Grund flog das Flugzeug?

## WABENRÄTSEL




Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.
1. Holzteilchen, 2. Feld- oder Zeltlager, 3. Wasserfahrzeug, 4. Nährmutter, 5. Jungtier, 6. weiblicher Vor-

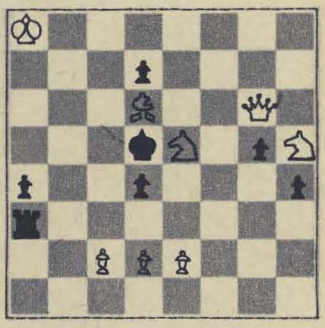


## SILBENKREUZWORTRÄTSEL

**Waagerecht:** 1. poln. Nationaloper, 3. negative Elektrode, 5. längster Fluß Finnlands, 7. Hafenstadt Nordafrikas, 8. Art, Gattung, 10. Blutgefäß, 11. Orientierungsmittel, 12. leitender Funktionär einer Partei oder Organisation, 13. Vogel, 14. Katzenbär, 15. Kabylenstamm, 16. Rüstung, 17. Metall, 18. Roman von Zola, 20. Kleinstlebewesen, 21. neuartige Lichtquelle, 22. Mondgöttin, 23. europ. Hauptstadt.

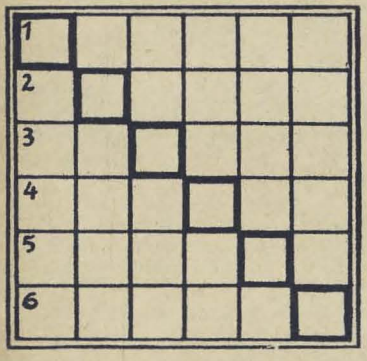
**Senkrecht:** 2. Wohn- und Schlafraum auf Schiffen, 3. unterirdische Begräbnisstätte, 4. Fechtwaffe, 6. Zeitschrift des Deutschen Militärverlages, 9. Blume, 10. Staat in Südamerika, 13. Stadt in Italien, 14. Sperrensprengkörper, 17. Stadt im Bez. Karl-Marx-Stadt, 19. Sinnesorgan.

## SCHACH



Matt in 3 Zügen (W. Karsch)

## FÜLLRÄTSEL



1. Name des ersten manöverierfähigen Satelliten der Welt, 2. Pilot des ersten Motorflugzeuges, 3. sowj. Kosmonaut, 4. Name des ersten bemannten Weltraumschiffes, 5. Name einer großen Serie sowj. Erdsatelliten, 6. Vorname des Kosmonauten von Wostock 2.
Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den Namen eines sowj. Raumschiffes.

name, 7. Getreideart, 8. Schlangenförmiger Fisch (Mehrzahl), 9. Kummer, Sorge. Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen – ein Werkzeug.

## AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1966

**KREUZWORTRÄTSEL:** Waagerecht: 1. Kach, 5. Meister, 11. Paar, 14. Sarin, 15. Sport, 16. Klee, 18. Belmler, 20. Lupe, 22. Sen, 23. Turnier, 24. Rolland, 25. Rom, 27. Bob, 30. Parabel, 35. Dolle, 37. Kokarde, 41. Ode, 42. Iris, 43, Bake, 44. Aue, 45. Rab, 46. Gamma, 49. Sir, 50. Traun, 51. Elche, 52. Dress, 53. Amado, 54. Ill, 55. Rasse, 58. Lek, 59. Jon, 61. Lyon, 62. Ente, 63. Ute, 65. Reklame, 68. Kohle, 70. Romanze, 75. Met, 78. Tal, 80. Mineral, 82. Trawler, 83. Ulm, 85. Uman, 86. Materie, 87. Alai, 88. Kehre, 89. Plast, 90. Auer, 91. Bolaton, 92. Knie. – Senkrecht: 1. Koks, 2. Caen, 3. Batude, 4. Lienz, 6. Eder, 7. Symbol, 8. Eger, 9. Spill, 10. Trento, 12. Amur, 13. Roem, 18. Bek, 19. Rot, 21. Pond, 26. Rad, 27. Bola, 28. Blum, 29. Tau, 30. Pasteur, 31. Romantik, 32. Bernina, 33. Libelle, 34. Virchow, 36. Kaserne, 37. Kessler, 38. Kara-Kum, 39. Remagen, 40. Eskorte, 46. Ger, 47. Mus, 48. Ade, 56. Atom, 57. Sylt, 60. Olm, 64. Tog, 66. Elam, 67. Meiler, 69. Helena, 71. Odessa. 72. Zolo, 73. Werra, 74. Sam, 76. Ire, 77. Ewald, 78. Tula, 79. Laue, 81. Lava, 82. Tito, 83. Ulan, 84. Mine.

**FÜLLRÄTSEL:** 1. Libelle, 2. Debatte, 3. Rabatte, 4. Station, 5. Stiefel, 6. Herbert, 7. Kleiber, 8. Etagere. – Batterie

**KREISLEISTE:** 1. Bridge, 2. Sirene, 3. Fragen, 4. Reseda, 5. Hannes, 6. Aleman. – Befehl

**MAGISCHES QUADRAT:** 1. Reihe: 3, 16, 9, 22, 15; – 2. Reihe: 20, 8, 21, 14, 2; – 3. Reihe: 7, 25, 13, 1, 19; 4. Reihe: 24, 12, 5, 18, 6; – 5. Reihe: 11, 4, 17, 10, 23.

**ZUM RECHNEN:** Die resultierende Geschwindigkeit v beträgt:

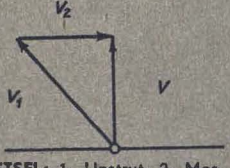
$$v = \sqrt{v_1^2 - v_2^2} = 1{,}5 \text{ m/s}$$

$$t = \frac{e}{v} = \frac{225 \text{ m} \cdot \text{s}}{1{,}5 \text{ m}}$$

$$= 170 \text{ sek.} = \mathbf{2 \text{ min } 50 \text{ sek.}}$$

Die Überfahrt dauert 2 min 50 sek.

**Skizze:**




**SILBENRÄTSEL:** 1. Unstrut, 2. Moskau, 3. Fama, 4. Reaumur, 5. Einstein, 6. Instruktion, 7. Zwinger, 8. Uschinskl, 9. Subtraktion, 10. Episkop, 11. Island, 12. Nadelkap, 13. Meerane, 14. Unna – „Um frei zu sein, muß man sich bilden".

**SCHACH:** F. Dubbe – 1. Se 6!

Aus dem Wasser taucht ein Blondschopf auf. Ein junger Bursche rettet sich ans Ufer eines Flusses. Sein Pferd ist ertrunken, die Mütze mit dem Stern der Rotarmisten schwimmt davon. Der Bursche schüttelt sich wie ein nasser Hund, streicht die nassen Haare aus der Stirn, reibt sich das Wasser aus den Augen. In diesem Augenblick sehen wir zum erstenmal voll in sein Gesicht ... in ein Lausbubengesicht, in dem sich die ganze Gefahr der Stunde, Angst, Trauer, Verzweiflung, Wut, abzeichnen und gleichzeitig der unbändige Wille, auch aus dieser Situation das Bestmögliche herauszuholen.

Es ist eine der ersten Szenen aus dem sowjetischen Fernsehfilm „Die Depesche", der auf dem diesjährigen Internationalen Fernsehfestival in Prag buchstäblich in letzter Stunde gezeigt wurde und sich prompt den Hauptpreis „Die goldenen Türme von Prag" eroberte. Niemand hatte zu dieser Zeit noch einen Knüller erwartet, einen Streifen, der das nach fast 50 Wettbewerbsbeiträgen fernsehmüde Publikum wieder hochriß. Aber nun saßen sie noch einmal vor vielen Bildschirmen im großen Saal des Wallensteinpalais, unter den Porträts altehrwürdiger Damen und Herren – die Gäste aus 30 Ländern. Man sah die Reihen der Zuschauer entlang und alle schmunzelten, lächelten, lachten.

Der Fernsehfilm hat eine Episode aus dem Bürgerkrieg nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution zum Inhalt. Er ist bereits ein Beitrag zum 50. Jahrestag dieses denkwürdigen Ereignisses im kommenden Jahr. Aber was gibt es dabei zu lachen? Kann man Ereignisse aus dieser schweren, heroischen Zeit auch so heiter, so unbeschwert, ja fast komisch sehen?

Dem Film liegt eine Erzählung von L. Pantelejew zugrunde, und auch dieser Autor hat sie mit einem heiteren Grundton geschrieben. Doch in der literarischen Vorlage ist sie mit einer Art Rahmenhandlung versehen. Der Held erzählt seine Geschichte selbst, aber erst Jahre später, mit Abstand sozusagen und durch die Erinnerung verklärt. Er kann es sich leisten, nun über sich selbst zu lächeln.

Diese Rahmenhandlung fällt im Film weg. Der Zuschauer wird unmittelbar mit der Situation an der Front zwischen Rotarmisten und Weißen konfrontiert, sieht sich in diese Zeit versetzt. Ein Abstand ist nicht mehr gegeben.

Petja, der pfiffige Bauernjunge, ein Rotarmist, ist mit einer wichtigen Geheimdepesche zu Budjonny unterwegs und fällt den Feinden in die Hände. Die Depesche glaubt er im Wasser verloren zu haben, aber als er, bereits in Gefangenschaft, die Stiefel von den schmerzenden Füßen zieht, findet er die Geheimmeldung als feuchtes Knäuel wieder. Was tun? Er muß sie aufessen.

**Auf dem Prager Internationalen Fernsehfestival mit dem Hauptpreis ausgezeichnet und im Programm des DFF zu erwarten**

**Auch als Gefangener der Weißen bewahrt Petja Mutterwitz und Schlagfertigkeit. Als der weißgardistische General (Sergej Golowanow) unerwartet im Quartier eintrifft, bringt Petja das Feierliche Empfangszeremoniell gründlich durcheinander. Der junge Moskauer Schauspieler Waleri Solotuchin in der Rolle des Petja spielt diese Szene mit köstlichem Humor.**

## Textauszug aus der Erzählung von L. Pantelejew „Die Geheimmeldung"

*Der Brief war inzwischen ganz weich geworden, und ich schluckte ihn nach und nach herunter. Wenn sie mich schlugen, gab ich mir jedesmal einen Ruck und schluckte, statt zu schreien oder zu stöhnen, wieder ein Stückchen herunter — und schwieg. Natürlich tat es weh. Natürlich schlugen sie tüchtig zu, ohne Erbarmen ... auf den Rücken und tiefer, und auch auf die Rippen und auf die Beine und wohin es sonst noch traf. Es tat weh, aber ich schwieg.*

*Die Offiziere wunderten sich. „Das ist ein Typ", sagten sie. „Schlagt ihn, von uns aus, bis er halbtot ist. Er wird schon sprechen! Wird schon singen, die Kanaille!"*

*Und wieder peitschten sie mich, wieder pfiffen die Gewehrstöcke.*

*Einmal! Und noch einmal! Und noch einmal!*

*Ich ließ den Kopf von der Bank herunterhängen, preßte die Zähne zusammen und schwieg.*

*„Nein, das geht doch nicht mit rechten Dingen zu", sagte ein Offizier. „Er muß sich was getan haben. Vielleicht hat er sich tatsächlich demonstrativ die Zunge abgebissen? ... He, aufhören!" Sie hörten auf. Sie schnauften, waren müde geworden, die Armen.*

*„Du, Zimmermann!" sagte der Offizier. „Wirst du mir antworten oder nicht? Rede!"*

*Und ich Dummkopf nahm die Zähne auseinander, öffnete die Lippen und antwortete ihm auch. „Nein!" sagte ich. Dabei fiel mir etwas aus dem Mund und klatschte auf den Boden. Ich bekam vielleicht einen Schreck, kann ich euch sagen.*

**Bild rechts: Tiefes Leid hat den Sinn des alten Hirten (Pawel Schiringfeld) verwirrt. Die Weißgardisten haben seine Frau und die Kinder ermordet, das Häuschen niedergebrannt. Nun hält er auch Petja und dessen Freund Sykow für seine Feinde, hebt den Stein gegen sie.**

**Bild links: Dümmlich-arrogant und von lakaienhafter Unterwürfigkeit gegenüber der Obrigkeit: Boris Nowikow als weißgardistischer Unterleutnant Gibel. Petja führt ihn mit besonderem Vergnügen an der Nase herum.**

Aber er schafft es nicht, denn der weißgardistische General verlangt, daß man ihn auspeitscht und zum Reden bringt. Dabei fällt ihm der Siegellack, der sich an der Depesche befand, aus dem Mund. Seine Peiniger sehen, starr vor Entsetzen, nur ein rotes Etwas am Boden. Hat sich der Bengel die Zunge abgebissen!? Die wertvolle Zunge, mit der er reden soll! Schlotternd aus Angst vor dem General schleppen die Weißen den Jungen, der spitzbübisch seine Chance erkennt, zum Arzt, der die Zunge natürlich am gewohnten Platz findet. Aber man hat sie doch am Boden liegen sehen? Hat dieser Tausendsassa zwei Zungen?

Sykow, sein Bewacher, hat sich inzwischen auf die Seite des Jungen geschlagen. Er verhilft ihm zur Flucht. Aber auf ihrem Weg zu den Rotarmisten müssen sie noch einen alten Bauern überwinden. Er ist irr vor Leid, das ihm die Weißen angetan haben, hält auch die beiden für seine Feinde. Sie können ihn nur knebeln, um weiterzukommen. Das wird den beiden zum Verhängnis, als sie endlich auf Rotarmisten stoßen. Es sind Freunde des Bauern, er warnt sie. Man hält Petja und Sykow für feindliche Spione, will sie auch hier erschießen. Petja versteht es fast, er kann sich nicht ausweisen. Die Depesche hat er im Magen. Wieder zieht er seufzend die Stiefel von den Füßen und – findet noch ein Stück seines Briefes. Das ist die Rettung. Auf einen Maschinengewehrwagen gebettet, von Reitern eskortiert, fliegen die beiden erschöpften Freunde dahin. „Wohin" – fragen die Rotarmisten am Wegrand die Reiter: Zu Budjonny, mit einer Depesche.

Das ist, in dürren Worten, der Inhalt des Fernsehfilms. Aber wie er gestaltet ist!

Welche köstliche Situationskomik in den einzelnen Szenen zum Ausdruck kommt, wenn beispielsweise der pudelnasse, eben aus dem Wasser gestiegene Petja auf einem Baum hockt, unter dem die Weißen sitzen, vor denen er sich verstecken will. Und er verrät sich selbst, weil das Wasser aus seinen Kleidern seinen Feinden geradewegs in die Suppe tropft. Oder seine unendliche Frechheit, mit der er den angstschlotternden

*„He, was ist ihm da aus dem Mund gefallen?" fragte der Offizier. „Koroljow, sieh nach!"*

*Koroljow kam näher und sah nach. Er schaute noch einmal hin und sagte dann: „Die Zunge. Euer Wohlgeboren . . ."*

*„Wie? Was hast du gesagt?" fragte der Offizier. „Die Zunge?"*

*„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren", sagte er. „Da liegt die Zunge auf dem Boden."*

*Ich zuckte zusammen und dachte: Verdammt! Sollte ich tatsächlich mit dem Brief auch meine Zunge zerkaut haben?*

*Ich bewegte die Zunge und begriff selbst nicht: Was war nun eigentlich los? War das meine Zunge oder nicht? Im Mund hatte ich einen ekelhaften Brei, alles durcheinander: Tinte, Siegellack, Blut . . . Und die Zähne waren stumpf, als hätte ich Rhabarber gegessen.*

*Ich guckte auf den Boden und sah: Dort lag tatsächlich eine Zunge. So eine ganz gewöhnliche, rosige und feuchte kleine Zunge. Und eine Fliege saß darauf. Könnt ihr das verstehen? Könnt ihr verstehen, wie mir zumute war?*

*Eine Zunge, Freunde! Nicht die von irgendwem! Nein, meine, meine eigene Zunge! Und da saß noch eine Fliege drauf! Könnt ihr euch das vorstellen? Eine Fliege saß auf meiner Zunge, und ich konnte das Biest noch nicht einmal wegjagen! O je! Ich wurde so traurig, daß ich anfing zu weinen. Weiß Gott, ich habe geheult, wie ein kleines Kind . . . Lag auf dem Soldatenmantel und heulte.*

*Die Kerle standen herum und staunten und wußten nicht, was sie tun sollten. Da sagte der Offizier: „Koroljow, wegschaffen!"*

*„Zu Befehl! Wen soll ich wegschaffen?" fragte Koroljow.*

weißen Offizier an der Nase herumführt. Dazwischen wieder gibt es Szenen von erhabener Kraft, beispielsweise als Petja seinen verwundeten Retter ins Quartier der Rotarmisten schleppt.

Es ist gewiß ein Experiment, diese Episode als eine Art Tragikomödie zu gestalten. Ein gelungenes Experiment. Es steht und fällt mit diesem Burschen, dem Helden des Films, einem jungen Moskauer Schauspieler aus einem jungen Moskauer Theater: Waleri Solotuchin. Mit diesem Theater an der Tanganka (so heißt die Straße, in der es sich befindet) hat es seine besondere Bewandtnis. Das Ensemble, das dort arbeitet, besteht fast ausschließlich aus Absolventen der Theaterschule des berühmten Wachtangow-Theaters. Ihre erste Inszenierung mit Brechts „Der gute Mensch von Sezuan" unter ihrem Lehrer, dem Regisseur Ljubimow, war ihre Abschlußprüfung an der Theaterschule und bald in Moskau in aller Munde. Man beschloß, dieser Truppe ein Theater zur Verfügung zu stellen, in dem später auch John Reeds „10 Tage, die die Welt erschütterten" aufgeführt wurde und als jüngste Inszenierung Brechts „Galilei" herauskam. Auch darin spielt Waleri Solotuchin mit.

In „Die Depesche" erhielt er nun seine erste Fernsehfilmrolle, und das gewiß nicht nur wegen seines umwerfend komischen Lausbubengesichtes. sondern weil er bei all seiner Pfiffigkeit und Frechheit, die in diesem Film soviel Vergnügen bereiteten, dennoch versteht, auf eine sehr unpathetische Weise den Heroismus dieser Jugend von damals sichtbar zu machen.

Regisseur Nasarow hat den Film mit allen Attributen eines Abenteuerfilms ausgestattet, mit aufregenden Pferdejagden, handfesten Schlägereien

**Endlich wieder unter Freunden, im Quartier von Rotarmisten. Aber alles spricht gegen Petja, der sich nicht ausweisen kann. Auch die Depesche hat er verschluckt. Wie soll er beweisen, daß er kein Spion der Weißen ist?**

und nervenkitzelnden Situationen. Aber sie sind niemals Selbstzweck, zeigen einen jungen, ganz unheldischen Helden, der leben und kämpfen will und deshalb auch in verzweifelter Lage nicht aufsteckt. Und so lacht man, selbst wenn der Ernst dieser Zeit sichtbar wird, weil soviel sieghafter Optimismus über dem Ganzen liegt, soviel Zuversicht in die unbändige Kraft, den Mutterwitz und die Unüberwindlichkeit dieser Petjas, die damals mit ihrem Kampf die Zukunft der Welt aus der Taufe hoben. *Katja Stern*

*„Die Zunge, du Trottel! Ist das so schwer zu kapieren?" sagte der Offizier.*

*Ich dachte: Ach nein! Das könnte euch so gefallen! Das gibt's ja gar nicht, daß ihr mit meiner Zunge noch Späße macht. Ich schluckte schleunigst meine Tränen herunter und gleichzeitig alles, was ich im Mund hatte, streckte die Hand aus, ergriff die Zunge und steckte sie in den Mund.*

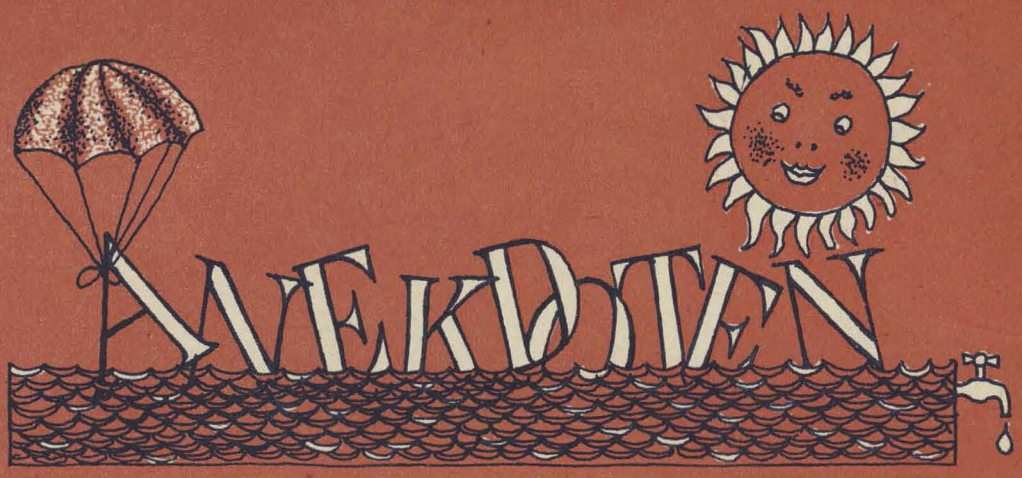
*Fast hätte ich mir die Zähne daran ausgebissen.*

*Weiß der Teufel, noch nie hatte ich eine solche Zunge gesehen. Steif und hart. Das war ein Stein, aber keine Zunge . . . Plötzlich begriff ich. Hehe, das ist ja gar keine Zunge, dachte ich. Das ist Siegellack. Versteht ihr? Das war das Siegel des Genossen Sawaruchin, unseres Kommissars, das ich da im Munde hatte.*

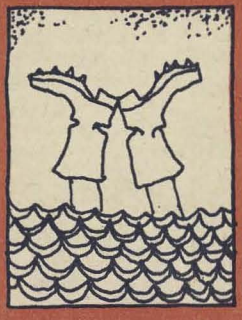
*Menschenskinder, mußte ich da lachen!*

*Ich zermahlte diese Siegellackzunge mit den Zähnen und schluckte sie schnell und unauffällig herunter. Ich lag da und konnte kaum noch, so lächerlich erschien mir auf einmal alles. Mein Rücken brannte, die Knochen schmerzten, dabei hätte ich fast losgeprustet vor Lachen. Was, meint ihr wohl, reizte mich so zum Lachen? Na, daß den Kerlen meine Zunge derart in die Glieder gefahren war. Hatten die einen Schreck gekriegt! Wie sollten sie auch nicht! Was hatte der General ihnen gesagt? Sie sollten mich lebendig und gesund in sein Quartier bringen. Und was hatten sie gemacht?*

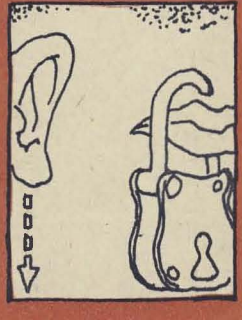
*Der Offizier war völlig aufgelöst. Er faßte sich an den Kopf. „Oh!" und „Ah!" jammerte er. „Es ist nicht auszudenken! . . . Was hat er getan? Er hat seine Zunge aufgegessen! Begreift ihr? Seine Zunge hat er vernichtet! Mein Gott! Was für eine Gemeinheit!"*




*Dienstvorschrift der k. u. k. Marine 1906: „Fällt ein Matrose ins Wasser, so hat er sofort ohne Befehl mit Schwimmbewegungen zu beginnen. Sollte er einem Vorgesetzten begegnen, sind die militärischen Ehrenbezeugungen zu unterlassen."*



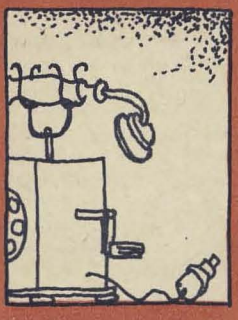
*Die Kompanie steht vor der Besichtigung. Von Zitzewitz gibt die letzten Korrekturen. Nachdem er den Soldaten Schmidt mehrmals aufgefordert hat, das linke Ohr tiefer zu nehmen, meldet sich der Angesprochene: „Sie verwechseln mich, Herr Leutnant, ich heiße Lehmann."*
*„Halten Sie den Mund im Glied, Schmidt", fährt von Zitzewitz den Lehmann an. „Und Sie, Lehmann", sagt er zu Schmidt, „bringen endlich Ihren Kopf in die Senkrechte!"*



*Ein Schiffsarzt pflegte gegen fast alle Krankheiten Seewasser zu verordnen. Sehr peinlich für einen Nichtschwimmer, wie es der Schiffsarzt war.*
*Ein Matrose sah den Arzt in den wogenden Wellen verschwinden und wollte hinterherspringen, um ihn zu retten.*
*„Laß ihn doch", rief ihm ein Obermatrose zu, „der Herr Doktor ist doch bloß in seinen Arzneikasten gefallen. Vielleicht nimmt er ein Kurbad."*

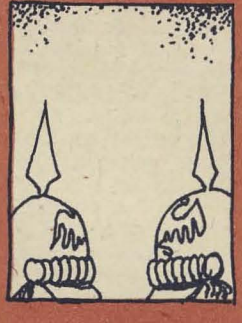
*„Der Soldat Lafore wird mit zwei Tagen Arrest bestraft, weil er bei einer Nachschubübung als markierter Patronenwagen so blödsinnig über einen Graben sprang, daß im Ernstfall die Deichsel gebrochen wäre."*

*Oberst von Raps ließ den Rekruten zu sich kommen. „Wie ich höre, verstehen Sie etwas vom Telefon. Untersuchen Sie mal bei mir zu Hause den Kasten – er gibt keinen Laut von sich!" „Bevor ich mich an die Arbeit mache, Herr Oberst, eine Frage: Haben Sie schon die letzte Rechnung bezahlt?"*

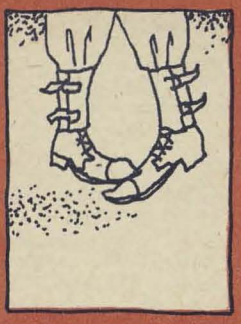


*„Kennen Sie den neuen Garnisonchef näher?" fragte Major Zick den Kameraden Zack. „Gewiß", antwortete Major Zack dem Kameraden Zick, „Alkoholiker wie unser Regimentskommandeur, Asthmatiker wie unser Oberzahlmeister und Phlegmatiker wie unser Militärpriester."*

*Leutnant von Ritteritz: „Warum so nervös heute, Herr Kamerad?"*
*Leutnant von Ratteratz: „Ach, entsetzlich geträumt heute nacht; in Zivil aus gewesen!"*

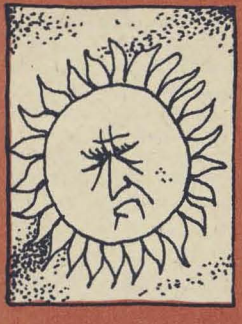


*Der Fallschirmjäger Pieter Mouters beendete seinen Übungssprung im Geäst eines Baumes. „Kommen Sie endlich herunter", rief Korporal Gauché, „sonst denkt man noch, ich habe Sie da hochgehängt."*



*„Und was ist, wenn man die Mine verkehrt in den Werfer steckt?" fragte der Leutnant die Rekruten. „Da verändern sich Ursache und Wirkung", antwortete ein Soldat. „Damit kann ich nichts anfangen", bohrte der Leutnant weiter. „Wenn ich meinen Kameraden richtig verstanden habe", meldete sich ein zweiter, „dann fliegt der Werfer weg und die Mine bleibt da."*

*Die Rekruten waren das erste Mal angetreten. Hauptmann von Klacks schaut die Männer an. „Aus welcher Gegend stammen Sie denn?" fragt er leutselig einen Soldaten. „Aus Baden-Baden"! – „Na", sagt von Klacks gönnerhaft, „bei mir brauchen Sie vor Angst nicht alles gleich zweimal zu sagen!"*



Illustrationen: Horst Bartsch

*„Leute", lockte der Hauptfeldwebel, „ich habe hier eine schöne und leichte Arbeit für den Faulsten unter euch. – Der Faulste, raustreten!"*
*Das gesamte Glied trat einen Schritt vor. Nur einer blieb stehen.*
*„Und Sie?" japste der Hauptfeldwebel. „Warum treten Sie nicht vor?"*
*„Bin zu faul, Herr Hauptfeldwebel!"*

## „Operation Kondor"

*Fortsetzung von Seite 57*

und entschuldigt sich, daß er in diesem für ihn persönlich so wichtigen Augenblick eingeschlafen ist.

Aber am nächsten Morgen muß Monkaster feststellen, daß er keine Verbindung mehr zu seiner Funkgruppe bekommt. Alle Versuche, von der Abhörstation Antwort zu erhalten, bleiben erfolglos. Schon bald erfahren sie, was geschehen ist. Denn der Pater aus der St. Sébastiain-Kirche erscheint auf dem Hausboot und teilt ihnen die Gefangennahme des Funkpostens durch die Engländer mit. Einer seiner Unteragenten arbeitet bei der Polizei und hat von der Festnahme der Nazi-Funker erfahren.

Appler versteht, daß man ihnen auf den Fersen ist. Sie müssen verschwinden, wollen aber vorher noch als letzte Tat die Nachricht des Majors absetzen. In Gegenwart von Hekmat und Pater de Mourville sprechen sie per Funk eine griechische Ausweichstation an, die ihnen mitteilt, daß sie augenblicklich nicht aufnehmen kann, aber in der folgenden Nacht null Uhr empfangsbereit ist.

Die beiden Spione beschließen, sich bis dahin einen guten Tag zu machen, ihren letzten in Kairo, und lassen von einem Kaufmann einen Korb Wein und Lebensmittel auf das Hausboot bringen. Wie immer zahlen sie mit gefälschten Banknoten. Der Kaufmann bringt das Geld, der Vorschrift entsprechend, zur britischen Zahlmeisterei, wo er festgehalten wird, bis der Vertreter der Spionageabwehr eintrifft und ihn ins Verhör nimmt.

Es ist nun alles klar. Das Gelände rund um das Hausboot wird unauffällig abgesperrt.

Kurz vor Inkrafttreten der Absperrung aber ist Yvette auf das Boot geschlüpft. Sie sieht durchs Fenster die Spuren der Sauferei und die wie tot schlafenden beiden Nazispione. Rasch schlüpft sie in den Salon und findet hier aufgeschlagen das Buch „Rebecca" von Daphné de Maurier, daneben vier Bogen Papier, die mit Buchstabenkolonnen gefüllt sind. Niemand stört sie, als sie in aller Ruhe diese Buchstabenkolonnen abschreibt. Dann blättert sie in dem Buch und stellt fest, daß bestimmte Seiten stark verschmutzt sind, während andere einen fast unberührten Eindruck machen. Sie notiert sich die Zahlen der verschmutzten Seiten und schlüpft wieder hinaus.

Draußen wird sie von den Engländern, die inzwischen die Sperre errichtet haben, verhaftet. Dann werden auch Appler und Monkaster festgenommen. Sie versuchen zuerst, Widerstand zu leisten, und es gelingt ihnen sogar, das Hausboot zu versenken, es wird aber rasch wieder gehoben. Auch der Selbstmordversuch Monkasters wird verhindert. Man findet in der Musiktruhe die Sendegeräte und kann noch im Verlauf desselben Tages Hekmat verhaften.

Um ihre Lage zu verbessern, erzählt Hekmat von dem englischen Major und teilt alles mit, was sie über die um null Uhr geplante Sendung weiß. Natürlich ist es verlockend für die Engländer, diese Sendung zu übernehmen und eine irreführende Meldung nach Griechenland zu funken. Aber sie besitzen nicht den Code der Deutschen.

Aus dieser Verlegenheit hilft ihnen die verhaftete Yvette. Sie darf sich mit ihrem Auftraggeber, dem Geheimdienst der Jewish Agency in Verbindung setzen und erhält die Erlaubnis, den Engländern alles zu sagen, was sie weiß. Die Engländer, die bei Yvette die Abschrift der Buchstabenkolonnen und die Zahlen der Seiten des Rebecca-Buches gefunden haben, die den Deutschen offenbar als Code dienten, können jetzt schnell den Code rekonstruieren. Unter dem Rufzeichen „Kondor" wird um null Uhr eine falsche Meldung nach Griechenland abgegeben. In dieser Meldung wird den Deutschen mitgeteilt, daß die schwächste Stelle im englischen Verteidigungssystem bei El Alamein der Abschnitt von Alam el Halfa sei und daß das englische Oberkommando immer noch Verstärkung für diesen Abschnitt erwarte, die aber erst in einem Monat eintreffen würden.

Um Rommel noch mehr irrezuführen, der schon vor El Alamein steht und seine Hand nach dem Nildelta ausstreckt, geschieht noch etwas anderes. Im verminten Niemandsland zwischen den deutschen und den englischen Linien taucht eines Tages ein englischer Jeep auf, fährt auf eine Mine und fliegt in die Luft. Sein Fahrer war Hekmats Liebhaber, jener englische Major, der sich so folgenschwer von Hekmat verabschiedet hatte und durch diese Tat die Schuld von seinem Namen wieder abwaschen wollte. In seine Kartentasche hat man für die Deutschen bestimmte Aufzeichnungen gelegt, in denen die Befahrbarkeit der Wüste falsch dargestellt und als fester Weggrund angegeben ist, wo loser Flugsand Abgründe füllt. Als daher Rommel aufbricht, um auf Alam el Halfa vorzustoßen, wobei er sich der Wüstenkarte jenes gefallenen englischen Majors bedient, versinkt ein Teil seiner Fahrzeuge im losen Wüstensand. Der andere Teil, der Alam el Halfa erreicht, gerät in eine Falle und wird von überlegenen englischen Kräften, die ihn erwartet haben, völlig aufgerieben.

Damit ist Rommels Blitzfeldzug über Kairo nach Indien erledigt. Mit dem Sieg der Engländer bei El Alamein beginnt die Säuberung Nordafrikas von den deutschen und italienischen Faschisten.

Die sorgfältig in Berlin vorbereitete „Operation Kondor" hatte sich in ihr Gegenteil verwandelt und mit das Ende Rommels herbeigeführt.

**Wir bitten unsere Abonnenten in Westberlin, Westdeutschland sowie dem Ausland ihr Abonnement für das Jahr 1967 bei Ihrem Buchhändler bzw. dem zuständigen Außenhandelsunternehmen rechtzeitig zu erneuern.**

**DEUTSCHER MILITÄRVERLAG**

Noch auf dem Transportfahrzeug überprüft die Bedienung den Zustand der Rakete. An Hand der Dokumentation über die wichtigsten technischen Daten überzeugen sie sich von der Arbeitsbereitschaft der einzelnen Aggregate.

BEI DEN RAKETENTRUPPEN ERLEBT:

# Minuten vor dem Start

Text: Oberstleutnant Rolf Dressel
Fotos: Hauptmann d. R. Wilfried Stöhr

Letzte Arbeiten an der Rakete zur Vorbereitung auf den Start. Der Zünder wird eingeschraubt. ◀

Mit einem Spezialgerät messen zwei Angehörige der Rampenbedienung die Ladungstemperatur der Rakete. ▶

Bild rechts außen: Militärmathematiker bei der Arbeit. Rechenschieber und Zahlentabellen sind ihre Hilfsmittel. Die Rechengruppe ermittelt die genauen Schießwerte.

Der „Rampenchef" notiert sich die Schießwerte. Er muß sich auf die Angaben seiner Genossen verlassen können; denn alle schießen mit, die ganze Batterie. ▼

Fahrzeuge preschen aus dem Wald heraus auf eine weite Lichtung. Voran flink ein Schwimm-SPW und einige andere geländegängige Räderfahrzeuge. Dann folgt, ebenfalls erstaunlich schnell und wendig, ein Kettenfahrzeug mit einer Rakete auf der Startschiene. Die Startrampe.

Von einem Fahrzeug sind Soldaten herabgesprungen. Angehörige der Vermessungsgruppe. Ihr Gruppenführer weist die Startrampe in die Stellung ein. Der Panzermotor verstummt, die Maschine verharrt still. Die Bedienung klettert heraus. Ein junger Leutnant, die Kopfhaube ein wenig in den Nacken geschoben, gibt knappe Kommandos. Er ist Leiter der Startrampe, die Soldaten nennen ihn militärisch kurz „Rampenchef".

„Teilring 15 – 51 . . ." Die Vermesser rufen dem Richtkanonier erste Werte zu. Die Rampe wird eingerichtet. Die Rechner im

SPW halten schon ihre Rechentabellen und Rechenschieber in den Händen. Sie erwarten die Angaben, mit denen sie die Schießwerte ermitteln können.

An der Startrampe indessen hasten die Angehörigen der Bedienung hin und her. Sie bereiten Rampe und Rakete für den Start vor. Die Startschiene wird aus ihrer Verzurrung gelöst, die Rakete von den Haltebändern befreit. Ein Kanonier klettert auf eine Stehleiter und schraubt den Zünder ein.

Wer zählt die Schritte, zählt die Handgriffe der Kanoniere? Die Stoppuhr des Batteriechefs, der vom SPW aus die Arbeit überwacht, zählt nur die Minuten und Sekunden bis zur Startbereitschaft.

Wochenlang, monatelang hatten sich die Kanoniere auf diesen Tag vorbereitet, hatten trainiert, Schweiß vergossen, Zeiten gemessen. Mancher hatte geflucht, wenn ihm beim Training ein Handgriff mißlang oder wenn er in der Hast eine Tätigkeit übersprang. Wertvolle Sekunden gingen verloren. Zeit, die nicht aufzuholen war.

Monate für einen einzigen Tag, für wenige Minuten dieses Tages. Aber jetzt ist das alles vergessen. Heute gilt es! Nichts darf mehr schiefgehen. Jeder gibt sein Bestes. Der „scharfe" Start soll ein Höhepunkt werden im Ausbildungsjahr. Für die meisten Kanoniere ist er sogar ein Höhepunkt in ihrer gesamten Wehrdienstzeit; denn sie erleben ihn heute zum ersten Mal.

Die Zeit läuft. Rennt sie ihnen davon, oder schaffen sie die Norm? Das liegt jetzt in ihren Händen. Alle tragen zum Start bei. „Rampenchef", Vermesser, Kanoniere, Meteorologen, Rechner und Fahrer. Jede Sekunde, die sie der Stoppuhr abringen, ist ein Gewinn. Für jeden einzelnen, für die Bedienung, für die gesamte Batterie.

„Teilring 58 – 86, Aufsatz 302!"

Die Rechner übermitteln erste Schießwerte. Die Richtkanoniere auf den kleinen Plattformen links und rechts von der Rakete stellen sie ein. Sind die Libellen auch richtig eingespielt? Lieber noch einmal hinsehen, überprüfen. Genauigkeit ist noch immer Trumpf. Genauigkeit und Tempo. Beides ist wichtig.

Inzwischen wurde die Startschiene angehoben. Die Rakete ragt schräg in den Himmel. An der Rampe arbeiten jetzt nur noch der Leiter der Startrampe und der Fahrer. Alle anderen sind in Deckung gegangen.

Der Kontrolloffizier hat die Einstellungen überprüft. Er ist zufrieden. Ist die Sicherheit an der Startrampe gewährleistet? Alles in Ordnung! Der Rampenchef hebt den Arm und meldet dem Batteriechef:

„‚Silberpfeil' feuerbereit!"

Der Fahrer klettert in die Maschine, dann der „Rampenchef", zuletzt der Kontrolloffizier. Die Lukendeckel werden geschlossen.

Stille liegt jetzt über dem weiten Platz. Alle Augenpaare sind auf die Rakete gerichtet. In wenigen Augenblicken wird sie davonjagen. Die Sekunden werden zur Ewigkeit.

Ein ohrenbetäubender Knall zerreißt die Stille. Die Erde erzittert. Die Startrampe vibriert. Ein langer Feuerstrahl schießt aus dem Triebwerk der Rakete. Rampe und Stellung sind für den Bruchteil einer Sekunde in grelles Licht getaucht. Eine dicke Rauch- und Staubwolke quillt auf. Es donnert und faucht. Wie ein Pfeil von der Sehne schnellt, rast die Rakete von der Startschiene. Von vielen aufmerksamen Blicken begleitet, stößt sie schräg in den Himmel. Bald ist nur noch ein langer Feuerschweif zu sehen. Doch der wird zusehends kleiner, wie auch das Fauchen des Triebwerkes hörbar schwächer wird. „Silberpfeil" rast seinem Ziel, einer angenommenen Raketenstellung des „Gegners", entgegen.

„Batterie antreten!" ▶

◀ **Kein Kinderspiel mit Luftballon, sondern eine wichtige Vorarbeit zum treffsicheren Schießen. Kurz vor dem Raketenstart messen die Meteorologen den Wind.**

**Nach erfolgtem Start rollt die Rampe über einen Flußlauf ▶ in die technische Stellung, um eine neue Rakete zu empfangen und für den nächsten Start vorzubereiten.**

**Bild rechts außen: Die Batterie hat die technische Stellung erreicht. Ein Autokran hebt das schlanke Projektil, nachdem es technisch überprüft wurde, auf die Startrampe.**

**Bild unten: Start! Mit einem grellen Feuerstrahl schießt die Rakete von der Startschiene und stößt donnernd und fauchend schräg in den Himmel hinauf.**

Aus Deckungen und Fahrzeugen rennen die Soldaten zum Antreteplatz. Jeder wirft unterwegs schnell einen Blick zur Startrampe. Die leere Schiene ist rußgeschwärzt.
Der leitende Kontrolloffizier gibt das Ergebnis bekannt: Nach der Zeitnorm Note eins, nach der Genauigkeit des Richtens ebenfalls. Das Ziel ist vernichtet.

ARMEE Rundschau

HEFT 10
OKTOBER 1966
PREIS MDN 1,–

3 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
4 Postsack
7 Oberst Richter antwortet
9 Wenn die Einberufung naht
10 Babette
13 Ihre Heimat lag vor Madrid
16 Die Raketen des Generals
19 Im Reiche der Bergadler
22 Lok- (kender) Klub
26 Die aktuelle Umfrage
30 Das Mädchen Quê
32 So kommen die Züge in den Lauf
35 Die Mappe mit dem Türkenstern
38 Die gläserne Wand
42 DDR – unser Vaterland
44 „Vor Kronstadt"
47 Ein Tag in Prag
53 „Operation Kondor"
58 Vorstoß in die Welt der Riesenplaneten?
60 Militärtechnische Umschau
62 Kommt – wir wandern durch Deutschland!
66 „Ural" auf der Prüfstrecke
69 Gefragt – geantwortet
72 Hantelmänner
82 „Die Depesche"
86 Anekdoten
89 Minuten vor dem Start

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Uszeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Koralkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulov, Sofia; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Llz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

DAMW

**Redaktionsschluß dieses Heftes: 8. August 1966**

Fotos: Gebauer (1) Titel; Billeb (1) S. 2; Balinski (2) S. 8, Rücktitel; Archiv (15) S. 13, 14, 23, 60, 61, 78, 79, 82, 83, 84, 85; Deutsche Akademie der Künste (1) S. 15; Enescu (5) S. 18, 19, 20, 21; Krasko (1) S. 22; Natusch (1) S. 25; Zentralbild (2) S. 27, 62; Kopatz (1) S. 28; Spisla (5) S. 33, 34; Militärbilddienst (2) S. 39, 41; Mittelstädt (2) S. 42, 52; H. Stöhr (9) S. 47, 48, 49; Progreß (1) S. 50; Weiß (6) S. 51, 66, 67, 68; W. Stöhr (9) S. 68, 89, 90, 91, 92, 93; Semeniuk (2) S. 72, 76; Bach (2) S. 72, 73; Klar (1) S. 74; M. Dressel (1) S. 74; Berndt (1) S. 75; R. Dressel (1) S. 92.

**TITELBILD:** An der Grenze

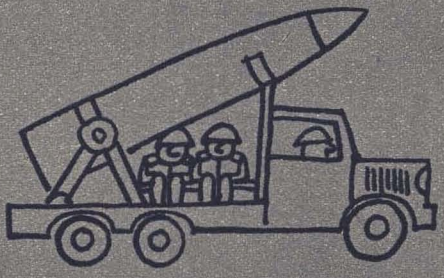
## STAR-Palette

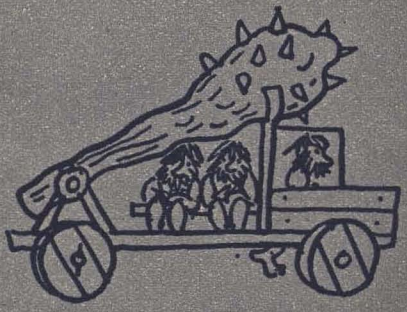
Den Zuschauern in der DDR ist Larissa Lushina vor allem durch ihre Mitwirkung in dem Fernsehfilm „Dr. Schlüter" bekannt geworden. Die künstlerisch bemerkenswerte Darstellung ihrer Eva und Irene hat Larissa Lushina zu einem echten Publikumsliebling gemacht. Dabei war es nicht ihr erster Film, der bei uns zu sehen war. Wir konnten sie schon als Swetlana Iwaschowa in dem sowjetischen Film „Das Haus in den sieben Winden" sehen. Es ist die Bewährung einer jungen Frau im Großen Vaterländischen Krieg.
Larissa Lushina, die in Leningrad geboren wurde und in Estland aufwuchs, hatte früher schon einmal Probeaufnahmen für einen Film gemacht, in dem sie ein deutsches Mädchen spielen sollte. Doch der Regisseur meinte, daß sie vom Typ her diese Rolle nicht spielen könnte. Durch ihr erfolgreiches Gastspiel beim Deutschen Fernsehfunk wird sie diesen zweifelnden Regisseur wohl eines besseren belehrt haben.

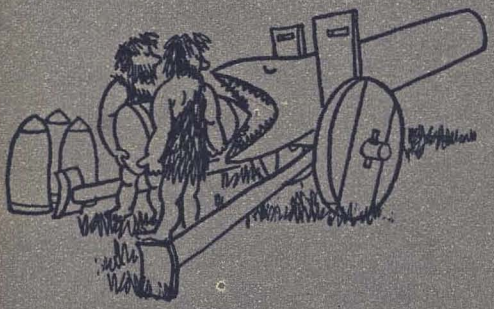
Die künstlerische Laufbahn Larissa Lushinas begann, wie sie eigentlich nur in sentimentalen Romanen dargestellt wird. Sie arbeitete in Tallinn in einer Bonbonfabrik in der Nähe eines Filmstudios und wurde sozusagen auf der Straße entdeckt. Larissa spürte jedoch sehr bald, daß eine Zufallsentdeckung keine andauernde künstlerische Garantie ist, und so bewarb sie sich am Moskauer Filminstitut und studierte bei Sergej Gerassimow und seiner Frau. Daß sie eine ernste, verantwortungsbewußte Künstlerin ist, die es sich nicht leicht macht, bestätigt auch ihr Partner im „Dr. Schlüter"-Film, Otto Mellies:
„Auffallend an Larissa Lushina, daß ihr jedes Eingebildetsein, jeder Starrummel fremd ist. Man merkte in der Zusammenarbeit mit ihr, daß sie eine ausgezeichnete schauspielerische Ausbildung hinter sich hatte. Sie ist ein kollegialer, sympathischer Mensch, bei dem die künstlerische Arbeit immer im Vordergrund steht. Für mich zählt diese Begegnung mit Larissa Lushina zu den unvergeßlichen Erlebnissen."
Übrigens hört man, daß für eine Fortsetzung ihrer künstlerischen Arbeit in der DDR bereits konkrete Pläne bestehen. *M. H.*

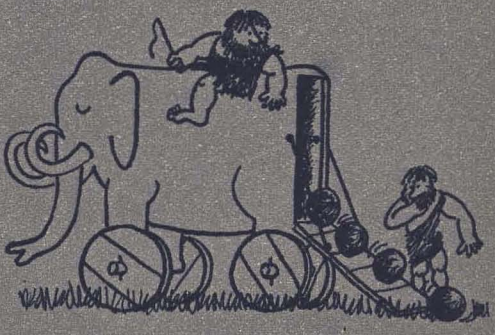
# Vorfahren

vorgestellt von Paul Klimpke









Index 31036